

SPIEGELBLATT

Nr. 52

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Unter der Linde.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Der Wanderer folgte der im Wiesenthal aufwärts-führenden Straße bis Todtnau; hier hatte er vor dem Gefecht zuletzt übernachtet und suchte den Schanplatz desselben aufzufinden. Dies gelang ihm nicht, die Erinnerung lag zu stark über-dämmt, und Berggrücken und Wälder glichen sich zu sehr. Doch ungefähr konnte er durch Nachfragen erkunden, wo es gewesen sein müste, und die Sonnernacht abwartend, schlug er die Richtung ein, die er damals von dort nach den Sternen genommen. Sie waren dieselben, die immer gleichen und gleichgültig auf Menschen geschick herab funkelnden.

Nur darin wisch er ab, daß er jetzt im Taglicht die Wege suchte; zuweilen glaubte er, einen wieder zu erkennen, hie und da auch ein Gehöft, in dem er eingekroft sei, um Nahrung zu bitten. Doch sicher vergewisserte sein Gedächtniß ihn auch darin nicht; bereitwillig kamen die Bewohner ihm entgegen, aber eine Auskunft über ihn selbst fand er keiner ihm ertheilen. Sie waren wohl Anderer, wie er selbst ein Anderer war, mannfältig, in üblicher Stadttracht, wie zur Erholung und Vergnügung im Gebirg umherwandernder. Er brauchte nicht behutsam Umschau zu halten, eh' er eine Lichtung überkreuzte, sich nicht wie ein flüchtiges Wild im Dickicht zu verbergen. Unausdenkbar fern lag das hinter ihm und doch wieder, als ob es gestern gewesen, denn so wie er ein Anderer war, konnte er sich auch als der Männliche fühlen, der damals hier gegangen, dessen Gedanken und Empfindungen ihm zurückkamen. Und er fragte sich, ob er wolle, daß er es noch wäre, die langen Jahre des reichen Lebens immer neuer geistiger Aufnahme in den altklassischen Landen noch vor ihm lägen? Das Glück hatte ihn wie Wenige begünstigt, unendlich Viele hätten ihn heiß beneidet, kein Opfer gescheut, den Weg, den er gemacht, so gehen zu können. Doch bei der Frage, ob er es noch einmal wolle, wenn es ihm gestattet würde, antwortete er sich: Nein. Als sein Zeitgenosse lebte im norddeutschen Land ein Dichter, der ausgesprochen, was Albin Hartlaub sich die Antwort geben ließ. Es war eine „Stelle im Wege, er kam darüber nicht weg“.

Nachdem er seine Wanderung mehrere Tage fortgesetzt hatte, konnte ihm aber jetzt einmal kein Zweifel bleiben, daß er aus der Richtung des wirklichen Weges, den er innehalten gewollt, abgerathen, in ein Thal hinunter gekommen sei, das sein Fuß damals nicht betreten. Schmal zog es sich gegen Süden hin, von Laubwald umschlossen, mächtlich sich ein wenig verbreiternd und sanft niederlassend; neben leise zwischen rückenden Blumen plätscherndem Quellbach ging er abwärts, Thymianduft umgab ihn, von stillem Hängen

aufsteigend. Dann öffnete sich eine Ausbründung, noch hoch belegen, denn durch die jenseitige Fortsetzung des Thales sah man gleich einem Bildanschnitt ein paar wahrgesehnte hohe Schneehäupter der Alpen ragen. Aus dem bergumgeschlossenen Grund hoben sich ein niedriger Kirchturm mit grünem Zwiebelknopf und zerstreute Häuser; die Nachmittagssonne war schon hinter einen Felsenkamm getreten, ein traumlicher Abendfriese legte sich über das Dorf und den Waldrahmen. Albin fühlte sich angezogen, die Nacht hier zu verbringen, ging nach kurzer Rast aus dem kleinen Gasthaus nochmals in's Freie hinaus. Nun begann leise ein Dämmerlicht um Alles zu weben; er wanderte unher, ihn umfang einmal ein süßer Duft, der ihm nicht Zweifel seines Ursprunges ließ, wie kein zweiter vertraut war. Durch ein Mauerstückchen wandte er sich der Richtung zu, und eine alte, mit Blüthen überdeckte Linde sah ihm entgegen; dann erkannte er, daß er auf den kleinen Dorffriedhof gerathen sei, den sie zu einem Theil mit ihrem Gezweig beschattete. Um ihn hoben sich Kreuze und Steine vom Boden, die Grabhügel davor zeigten sich mit Blumen geschmückt, doch nicht mit in Gärten gezogenen, sondern aus dem Feld und von den Halden herübergeholt, standen blaue Glocken, Taufengüldenkraut und rothe Nelken darauf; da und dort unrankten wilde Rosenbüsche die Gedenkstätter. Eine sanft schwermüthige Lieblichkeit lag über der schweigsamen Schlafstatt, an die von einer Seite der Bergwald sein Laubbach dicht heranwälzte. Doch jetzt unterbrach ein Klang die Stille, von der nahen Kirche ertönte das Abendgeläut; der Glockenschall ging ein Weilchen weich über die Gräber hin, dann verstummte er, und die Schweigende Ruhe kehrte zurück. Es kam Albin plötzlich, dies Dorf und Thal hier biete ihm den Erdenslech, nach dem er für das, was ihm noch als Lebensabend zugemessen sei, geträchtet habe und er brauche nicht weiter zu gehen, einen anderen zu suchen.

* * *

Das ist ihm über Nacht zum Entschluß gereift, er hat am nächsten Morgen die Ausführbarkeit geprüft und sie zu seiner völligen Befriedigung möglich gefunden. Um ein Geringes war ein Häuschen zu erwerben, das ihm genügte, ein kleiner Garten gehörte dazu, nach der anderen Seite sah es nachbarsch auf die Linde und den Friedhof unter ihr hinüber. Dort ließ sich durch unbedeutende handliche Veränderung eine lustig-geräumige Arbeitsstube herstellen, und nach wenigen Wochen ist Albin Hartlaub mit seinen Büchern und dem geringfügigen

Hausrat, dessen er bedurfte, d'rin eingezogen, von einer älteren Magd, zur Führung der einfachen Wirthschaft, begleitet. Eigenthümlich blieben in der stillen Weltabgeschiedenheit des Thales von den Wänden Bilder der Akropolis und anderer hellenischer Tempelreste auf den deutschen Wald hinaus, der sein Laub braun färbte, den Schnee durch lange Monate bedekte und der wieder grüne Blätter am Gezweig aufrollte. Doch zu abgeschieden ward es dem neuen Dorfangehörigen nicht; er war ein Mann der Einsamkeit, der nicht nach Menschen Begehr trug. Vom Frühling bis zum Herbst erfreute ihn das Werden und sich Wandeln der Natur; er holte nach, was seiner Jugend nicht zu Theil geworden, erwarb sich durch Selbstunterricht aus botanischen und zoologischen Werken Kenntniß des Pflanzen- und Thierlebens, das ihn umgab. Und immer deutlicher empfand er, daß er nicht übereilt, sondern aus einem inneren Trieb heraus gehandelt habe, nirgendwo eine ihm friedvoller umfangende Heimstätte zu finden vermocht hätte. Täglich auch einmal ging er auf den kleinen Friedhof zu seinen stillen Nachbarn hinüber, mit deren fast sämtlichen Namen er von ihren Grabsteinen vertraut war. Er hatte von jeher mit einer Schauerempfindung einen Widerwillen gegen die großen gemeinsamen Absatzstätten der Städte in sich getragen, und ein freundlicher, ja anheimelnder Gedanke war's ihm, sich hier einmal unter dem Vogelgesang, Sonnenstrahlen und murmelnden Laub zum ewigen Schlaf betten zu lassen; kein Name sollte auf seiner Gruft stehen. Wenn aber der Winter kam und alle Wege ungangbar machte, da theilte seine alte getreue Freundin das Zimmer mit ihm, „Beschäftigung, die nie ermattet“.

So verflossen zwei Jahre und zum dritten Mal begann ihn ihm der Frühling; auch darin hatte er seinen Aufenthaltsort richtig gewählt, daß zu ihm die rauhen Winde aus Nord und Ost nicht über die schützenden Bergwände herab kamen. Allein jetzt brach es doch eines Nachts herein, von Süden her, ein Sturm, der sich aus der Höhe niederstürzend, mit ungeheurer Gewalt in's Thal warf. Lange Stunden tobte er, man hörte ihn die Wälder durchkrachen, erst mit dem Morgengrau erlahmte seine Kraft, und der schwarz verdunkelte Himmel färbte sich wieder zu mildem Blau um. Ein Frühlingsträger war's gewesen, doch Manchem ein verderblicher; allmächtige Bäume lagen hingeschmettert, geschäftig besserten vielfach die Dörfler an übel geschädigten Dächern. Albin ging auf den Friedhof, er hatte Sorge um die Linde, doch sie stand ruhig aufrecht, nur einzelnes kleines Geäst deckte abgebrochen den Boden. Dagegen

lagen hier und dort altersmorsche Holzkreuze umgestürzt, manigfach der Ephau wie mit zerrinden Händen von den Grabmälern herunter gerissen. So auch das dicht gesponnene Geranf eines wilden Rosenstranges, das noch halb unter dem Überhang des Linden gezweigs einen Stein völlig verdeckt gehalten. Nun stand er entblößt da, in der über die Bergwand blickenden Morgensonne eine Inschrift zeigend, die Alban noch nie gesehen:

Gerlind Toralt

geb. am 6. Juli 1832, gest. am 10. Juni 1850.

* * *

Ein paar Stunden vergingen, dann suchte Alban Hartlaub den Mann auf, der im Dorf die selten erforderliche Todtenträgerarbeit versah. Doch er fand einen noch jungen, erst seit einigen Jahren, als sein alter Vorgänger gestorben, damit betrautnen Knecht, der über die nicht von ihm hergestellten Gräber keine Auskunft zu geben wußte. Schlosß brachte Alban die Nacht zu, nur gegen Morgen übermaute ihn ein verworrender Halbdram, indem er den Stein vor sich sah und sich immer wiederholte, seine Augen seien halb erblendet, daß er nicht zu lesen vermöge, denn hinter den Namen Gerlind müsse ein Älderer als Toralt auf dem weißen Marmortäschchen stehen. Dann ward er wach, fleidete sich hastig an und ging das Thal nach Süden hinab, den weißen Alpenfirnen entgegen. Und am folgenden Tage durchschritt er die Straßen unter dem hohen Thurm der Kirche, deren Zugang sich ihm einst reckend aufgelöste.

Wie damals war er fremd in der Stadt, kannte Niemand d'rin, als vielleicht einen einzigen ihrer Bewohner, dessen Name obendrein ihm aus dem Gedächtniß entchwunden war. Doch wachte dieser ihm auf, wie er sich die Arzte des Ortes nennen ließ, und bald klopfte er an die Thür des so ausladig Gemachten. Eintretend erkannte er ihn nicht wieder und ward von ihm einfach nicht wieder erkannt. Ein sich den Zwanzigern nähernder Mann war's, der den Anthonialing für einen Patienten anjäh, fragte, welches Leben ihn her führe. Es dauerte etwas, eh' er auf die Antwort, in seiner Erinnerung suchend, noch halb ungewiß erwiderte: „So, bei dem Alten droben auf dem Thurm — und nächst in der Nacht am Grenzhans — die beiden Frauen mit dem Wühgeflock — ich hatte einen Strudel mitgenommen, mit dem ich mein Pferd unverzerrt wild mache — waren Sie der Flüchtlings? Mein Gott, welche Zeit ist darüber vergangen! Nun will's mir auch vorkommen — aber bei meinem Geschäft sieht man so viele Gedächter — es freut mich, daß Sie bei mir vorsprechen.“

Alban entgegnete: „Sie erwischen sich mir damals so hilfreich und sagten, als wir uns trennten, auf ein Riederehen im Leben und im deutschen Land.“

„So, gewiß“ — der Antwortende entzam sich keiner wohl nicht, doch bestätigte er aus Höflichkeit und lud den Besucher artig zum Platznehmen ein. Das Gespräch ergab, er sei ein vielbeschäftiger Arzt in besiten Verhältnissen, seit bald anderthalb Jahrzehnten verheirathet und Vater einer Anzahl schon halb erwachsenen Kinder. „Haben Sie auch Kinder?“ fragte er.

Alban verneinte kurz, er sei unverheirathet, und es war begreiflich, daß er sich im Fortgang der Unterhaltung nach seinem damaligen Bekämpfer auf dem Thurm erkundigte. Der war fröhlich geworden und seit Langem geschrückt, ein Stümmer, der Gram und seine Tochter hatte zuletzt sein Leiden bejähmigt. Auf eine Neuerbung des Zuhörers, er erinnerte sich, sie sei verlobt und ihre Hochzeit sei jetzt gewesen, erwiderte der Arzt: „Ja, das war eine merkwürdige Sache, Sie tragen's mir in's Gedächtniß. Ihr Brüder war hier bei der Polizei — das machte Ihnen natürlich dannals auf dem Thurm etwas gefühllich — sonstiges junger ein bruster und habischer Mensch, zu dem ich weiter nichts anzusehen ließ, natürlich nicht gerade sein gebürtig, wahrg' doch für seinen Stand mehr als habere. Sie sagten's ganz recht, die Freuden sollte sein, der Alte war wegen seiner

Gesundheit besorgt, daß junge Ding nicht allein in der Welt zurückzulassen, und sie hatte ihren Bräutigam auch gern. Ich bin nicht dahinter gekommen, was nachher zwischen sie gerathen ist, aber es muß etwas gewesen sein, denn es ward nichts aus der Heirath und jedenfalls von ihr aus. Er kam an freien Tagen wie früher auf den Thurm, aber sie schob die Hochzeit immer hinaus, vielleicht daß sie gefühlt hat, wie's mit ihr stände. Ich mußte den Vater öfter besuchen, und schon im Anfang vom Winter, weiß ich, gefiel sie mir nicht so recht, war nicht heiter wie sonst immer, sondern still und blaß. Sie hustete nicht, aber so im Februar oder März wird's gewesen sein, daß mir doch klar wurde, was es mit ihr auf sich habe. Ihr Körper hatte etwas Bartes, für das der ewige Zug und Wind da oben nichts ist; viel Hoffnung blieb nicht mehr, aber einen Versuch mußte man doch machen, so schickte ich sie zum Frühling in ein für ihren Zustand besonders gut gelegenes Schwarzwaldthal, wo noch Verwandte von ihrer Mutter lebten, bei denen sie gute Unterfunktion fand. Doch das Leiden stieß zu tief in ihr, ich habe gehört, daß sie dort nach einigen Monaten gestorben ist. Ein nettes Geschöpfchen war's; ohne daß sie eigentlich etwas gelernt hätte, vor feinerer Art, als die meisten jungen Bildungsdamen, ich glaube, unter besserem Umständen hätte etwas Besonders aus ihr werden können. Schade! Sie haben sie ja auch gekauft, freilich zu kurz, um sie kennenzulernen und meine Meinung von ihr zu begreifen. Ein Arzt kommt nicht grad' leicht zu einem Panegyricus auf Menschliches; daß ich bei der Erinnerung an das Mädchen Ihnen so viel von ihr vorgeredet habe, zeigt, wie lebendig sie mir nach so langer Zeit, in der sich doch so viel vergibt, in der Vorstellung geblieben. Und nun erzählen Sie mir von sich, wie es Ihnen nach der Nacht, in der ich Ihnen seinen Gruß mehr zutun konnte, in der Fremde ergangen. Mir wacht's wieder auf, eine recht stürmische Nacht war's, die Ihnen zu Gute kam.“

* * *

Alban Hartlaub hat in der Stadt noch den Kirchthurm besiegt, doch an der Wohnung des freudnen Thürmers vorüber und um bis zum Glockenraum hinauf, in dem er eine Zeit lang gestanden, dann ist er in seine süße Gebirgswelt zurückgekehrt.

Hier suchte er gleich nach seiner Heimkunst die Leute ausdrücklich zu machen, bei denen Gerlind Toralt ihre letzten Lebensmonate zugebracht, und es gelang ihm. Der Mann war gestorben, doch die alte Frau lebte noch, und er theilte ihr mit, daß er zufällig den Namen des Mädchens auf dem Grabstein gelesen und ihr einmal für ihn geleisteten Beistand zu Dank verpflichtet worden sei. Das ließ ihn sich nach ihrer letzten Zeit und ihrem Tod erkundigen.

Mit der wirthlichen Niedseligkeit des Greisenalters gab die Befrage ihm Auskunft; in ihrem ereignislosen Leben war's das Besonderste gewesen. Sie nannte die Verstorbenen, zu der sie in weitläufigster Verwandtschaft gestanden, mit dem alten, unter den Lebenden sonst beinahe völlig abhanden gekommenen Vornamen des Mädchens auf dem Grabstein gelesen und ihr einmal für ihn geleisteten Beistand zu Dank verpflichtet worden sei. Das ließ ihn sich nach ihrer letzten Zeit und ihrem Tod erkundigen, wie man's von einer Prinzess sage, und immer mehr, je schwächer und blaß sie geworden. Gesagt hätt' sie nie, eher als ob sie sich auf das Sterben gefreit, obgleich sie doch noch so jung gewesen, und am grauen unter der Linde auf dem Kirchhof gesessen und in einem kleinen Buch, das sie mit hergebracht, gelesen. Wie die Flamme von einem ganz herunter brennenden Kerzenlicht wär' sie ausgegangen, zuletzt nur ein kleines Flämmchen noch, das hölt' der Tod wie ein leiser Windzug wegblasen. Aber bevor am letzten Tag war sie im Kopf nicht mehr ganz recht geworden und hatte gebeten, man solle ihr eine Bleistifel, das Buch und ein Tropflicht, das sie immer, um sich nicht zu erschüttern, um den Hals gebunden gehabt, mit in den Sarg legen. Die Alte weinte bei'm Erzählen: „An der Angel, daran lag ja nichts und das haben wir getragen, aber um das Tuch und das Buch wär's

doch schad' gewesen, sie hätt' ja doch nichts davon gehabt.“

„So habt Ihr's noch?“ fiel Albau mit winlich halb versagender Stimme ein. Die Erstand auf, humpelte an einen Steinen und kam den beiden Dingen zurück. „Da drin hat's ihrem Sterbetag gelegen.“

Er nahm seine Börse und legte ihr eine Gußsumme in die Hand, die sie nie in ihrem Leben fassen. Dazu sagte er: „Ich kannte damals Mädchen den Dant, den ich ihr schuldig war, abzahlen, so laßt's mich heut' bei Euch thun. Ihr mir die beiden Sachen dafür geben wollt, leset doch wohl nicht in dem Buch.“

Das überhaupt zu können, hatte die Alte allerdings nicht gelernt, und freudig händigte sie für seine Freigebigkeit das Verlangte ein. Er fegte damit in seine Behausung zurück: Eichendorff's Gedichte waren es; wie er sie aufschlug, sah er eine Menge von ihnen mit Bleistiftstrichen am Rand gezeichnet, alle die, welche er droben in der Thurstube vorgelesen. Neben dem Gedicht: „Es zog ein Hochzeit den Berg entlang“ befanden sich zwei Striche und die Seite ließ erkennen, daß sie am häufigsten aufgeschlagen worden sei. Auf ihr lag getrocknet ein Blättchen von einer wilden Rose mit noch sehr röthlichem Schimmer, und verwischte Spuren wie etwas Feuchtem zeigten sich auf dem Papier. Ware einmal Thränen daraufgeflossen?

Alban hörte seine Stimme wieder das Gedicht lesen, und er sah, wie er geendigt, Gerlind Toralt mit den auf den Schoß herabgesunkenen Händen vor sich sahen, reglos wie in eine Weite hinansblickend. Doch troß der ihr in's Antlitz fassenden Sonne nicht mit den leuchtenden Edelsteinaugen, sondern wie in einem trübenden Schleier vor ihnen.

„Heut' wußte er, warm, und was sie in der Stunde gedacht, in sich zu fühlen begonnen.

Damals war er aufgesprungen und hatte den Arm um sie schlingen wollen. Wenn ihr Vater nicht hereingetreten wäre und er es gethan hätte? Was wäre geschehen und was würde heut' sein?

Umsonst, so zu fragen —

Das Kopftuch war's, das ihm zu seiner Bekleidung mitgedient. Als Letztes hatte ihre Hand es beim Abschied ihm abgelöst — nein, sie war noch einmal zurückgekommen, ihm die Arme um den Nacken zu schlingen und ihn zu küssen —

Ein übermächtig aus ihrem Kinderherzen aufwogendes Gefühl, ein Gruß der Liebe. Unterdessen verlor er es empfunden — aber sie war die Braut eines Älderen gewesen. Und sie hatte an Geist und Bildung so tief unter ihm zu sein gemeint, daß keine Möglichkeit sei, er könne Liebe für sie fühlen.

Geist und Bildung — und Herzenglück — als Gewichte auf die Wage des Lebens gelegt. Bittere Worte — umsonst auch sie.

Er nahm das Tuch, das sie bis zu ihrem letzten Tag um den Hals getragen und schlängt es sich wieder über den Kopf; wie ein Aushauch kam's ihm draus, als ob ihre warme Hand es noch eben gehalten habe. So saß er, nach dem Stein unter der Linde hinüberblickend, bis tiefes Dämmerlicht ihn mit Schleieren überdeckte. Da zündete er seine Lampe an und rückte den Stuhl an den Tisch zur Beschäftigung, die nie ermattet. Leise sprach er dazu das Wort Schiller's vor sich hin.

Am anderen Tage ging er mit dem Vorstand der Dorfgemeinde auf den Friedhof, bestimmt als zukünftige Grabstätte für sich einen leeren Platz an der Seite derjenigen Gerlind Toralt's und erkaufte sich den Grund. Zu Hause änderte er in seiner letzten Verfügung etwas um, sein Grabstein sollte nicht namenlos bleiben, sondern Alban Hartlaub darauf gesetzt werden.

Die sicher gefestete Herstellung des großen Neubanes, an dessen zu frühzeitige Aufrichtung Alban Hartlaub mit Hand gelegt, hat er nicht mehr gesehen. Im Mittsommer des Jahres 1870 fand seine Wirthschafterin ihn eines Morgens auf der Rückbank seines Arbeitszimmers aus dem Leben fortgegangen. Eine heiße Nacht war's gewesen, er mochte sich

in's Bett, dorthin gelegt haben und war im Schlaf vom Schläge getroffen worden; ruhig, wie schlafend lag er. Das Fenster stand offen, und das Letzte was er empfunden, mußte der Duft der Erde gewesen sein, die auf dem Friedhof zu blühen kommen. Unter ihrem Schatten hat man ihn nach einer Bestimmung in die Erde gelegt. —

Ende.

„Im heiligen Köln.“

Von Konrad Koester.

(Schluß.)

Was geschah aber nicht mehr unter Conrad von Hochstaden. Dieser verschlagene Kirchenfürst fand vielmehr Gelegenheit, den gestürzten, aber immer noch gefährlichen Geschlechtern ein paar weitere Schläge zu verzieken, die zur Kräftigung seiner eigenen Stellung dienen. Man kann sich die Wuth der edlen Herren von der Richerzecht über den Verlust ihrer Machtstellung leicht ausmalen. 1260 kam es zu einem ersten Zusammenstoß zwischen ihnen und den augenblicklichen Machthabern. In der Kirche „Zu den weißen Frauen“ kam es bei Gelegenheit eines Festes zu einer politischen Grörterung zwischen dem vornehmen Bruno Harderust und einem Fleischer; schließlich ging der Patrizier zu dem schlagenten Grund über, daß er vom Veder zog und den Bünftler um's Leben brachte. Gogleich griffen die Bünfte zu den Waffen und Volkshäusen machten sich daran, das Haus des Harderust zu plündern und in Brand zu stecken. Die herzzeitenden Geschlechter waren vermöge ihrer schweren Rüstung und weil sie hoch zu Roß erschienen, der sa leicht bewaffneten Menge überlegen: mit einem Verlust von 16 Todten und 50 Verwundeten wurde das Volk in die Flucht geschlagen. Der vorübergehende kleine Erfolg kam den Geschlechtern thener zu stehen. Denn nun saß der Erzbischof über beide Theile zu Gericht, fand beide schuldig und verurtheilte beide zu Geldbußen. Den Geschlechtern aber wurde die besondere Demütigung zu Theil, daß sie wegen des Blutbades den Erzbischof barfuß und knieend um Verzeihung anflehen mußten: 20 000 Menschen sahen der Beugung des patrizischen Stolzes zu. Viele aus den Geschlechtern waren, um der Schande zu entgehen, schon vorher in die Verbannung gegangen.

Der Ingrium der Patrizier über die Handwerkerregierung wuchs schließlich zu solcher Höhe, daß die Hochmühigen sich dahin erniedrigten, beim Erzbischof ihre Klagen anzubringen. Mit diesem Triumph über seine Feinde war Conrad noch nicht zufrieden, sondern er machte sich das boshafteste Vergnügen, die Klage wider seine Werkzeuge wirklich anzunehmen und einen Tag zur gerichtlichen Entscheidung anzusezen. Die unvermeidliche Wirkung hat er unbedingt vorausberechnet: die Bünfte, die ihren beamteten Standesgenossen aller Ausstellungen ungeachtet beisprangen gegen die verhaschten Patrizier, traten unter die Waffen. Das Gleiche thaten die Geschlechter. Und so war Conrad, da die Entscheidung wieder auf des Schwertes Spieß gestellt war, wieder der lachende Dritte. Er nutzte die Situation in seiner gottvollen Weise aus. Unter dem Vorzeichen, zwischen den Geschlechtern und den Bünften einen Schiedsspruch fällen zu wollen, ließ er die Häupter der Ersteren zu sich entführen. Sie kamen, zwanzig an der Zahl, im Vertrauen auf die feierliche Verheißung des Erzbischofs, ihre persönliche Freiheit nicht anstreiten, ihrer Rückkehr zu den Ihrigen nichts in den Weg legen zu wollen. Als er sie dann alle um sich sah, ließ er sie ohne Weiteres gefangen nehmen und auf den Burgen Lechenich, Godesberg und Altenahr einzuhütrumen. Zahlreiche Kölner Patrizier verließen darauf die Stadt, gingen in freiwillige Verbannung, nachdem sie ihrer Führer beraubt waren. Dieser verrätherische Streich war Conrad's letzter großer Erfolg. Im September 1261 starb er, nachdem er noch auf dem Sterbebett seinem Nachfolger Engelbert von Falkenburg an's Herz gelegt hatte, die Gefangenen nicht freizulassen, sie seien

das Unterpfand der erzbischöflichen Herrschaft über die Stadt.

Den Rath seines Vorgängers fand der neue Erzbischof so beherzigenswerth, daß er die Zahl seiner Gefangenen noch um drei Kölner Patrizier vermehrte, die sich mit der Bitte um Freilassung ihrer Partei-freunde, der Heiligkeit des Gastrechtes vertraneud, an ihn gewandt hatten. Engelbert von Falkenburg ging also in der Politik die nämlichen Wege, wie Conrad von Hochstaden, und gedachte zum Biele zu führen, was der verstorbene Erzbischof bei seinem Ableben so weit gefördert hatte: die Wiederherstellung der vollen stadt herrlichen Gewalt in Köln. Sein blinder Eifer aber verlor schon binnen einem Jahr alles durch Conrad Ermöglicht wieder an die Stadt, weil er es durch voreiliges Enthüllen seiner letzten Absichten dahin brachte, die ganze Bürgerschaft, Geschlechter und Bünfte, gegen sich zu einigen. Die aus Conrad's Seiten übernommene Regierung der Stadt war doch nicht so gefügig, wie es Engelbert nöthig erschien. Exorbitante Ansprüche an den städtischen Sechsel, womit der Erzbischof an die verantwortlichen Leiter der Stadt herantrat, lehnten sie rundweg ab. In der Geldnoth, womit Engelbert gleich den meisten seiner Vorgänger und Nachfolger zeitsebens zu kämpfen hatte, ließ er ein williges Ohr Anträgen, womit nun Vertreter des gestürzten Patriziats an ihn herantraten: sie wollten ihm mit den nötigen Moneten unter die Arme greifen, wenn er sich verpflichtete, die Herrschaft der Geschlechter wiederherzustellen. Engelbert sagte zu Allem Ja, dachte dann aber nicht im Traum daran, seine Verheißungen zu erfüllen. Er verfuhr nämlich anstatt dessen nach dem bewährten Rezept, beide Parteien gegeneinander auszu spielen, und, indem er die eine mit der anderen bedrohte, immer weiter um sich zu greisen.

Damit hatte er in der That eine Zeit lang beträchtlichen Erfolg. Es gelang ihm, die Schlüssel zu den Thoren und Thürmen der Stadt in seinen Besitz zu bringen. Dann machte er sich daran, die beiden Thürme am nördlichen und südlichen Ende der Rheinmauer, den Richter- und den Bayenturm, zu starken Zwingburgen auszubauen. Von da aus gedachte er die Stadt militärisch zu beherrschen, den Rheinhandel von sich abhängig zu machen. Gleichzeitig verlangte er von der Stadt 6000 Mark (ungefähr 200 000 Mark nach heutigem Gelde) zum Ausbau der Festungswerke; weiter forderte er vollständige Aushändigung der Rheinmühlen, der Lebensmittelstekern, des Bierpfennigs und der Zölle. Nun gingen den Kölnern die Augen auf: sie erkannten, daß die Stadt in den Grundlagen ihrer Existenz bedroht sei durch eine militärische Gewalt herrschaft, die auf Ausplündierung des reichen Handelsplatzes zum erzbischöflichen Vortheil abzielte. Unter diesen verzweifelten Umständen thaten sich Geschlechter und Bünfte, so bitter sie sich sonst befedeten, gegen den gemeinsamen Feind zusammen, sogar die verbauten Häupter des Stadtadels wurden schleunigst zurückberufen, und nun stürzte sich die ganze Bürgerschaft bewaffnet auf die Kriegsvölker des Bischofs, die die Festungswerke besiegten. Nach schwerem Kampfe gelang es zulegst auch, die beiden festesten Stützpunkte des Zwingherren den Bayen- und den Richterturm, mit stürmender Hand zu nehmen, und Köln war wieder ein unabhangiges Gemeinwesen (1262).

Die eingebüßte Herrschaft über die reiche Stadt hat Engelbert von Falkenburg nicht wieder zu erlangen vermocht, obwohl er sich bis an sein Ende (1274) mit größter Beharrlichkeit bemühte, die trocken Bürger unterdrückig und zinspflichtig zu machen. Jümer neue Friedensverträge ging er mit den Kölnern ein, und weil sie die Unabhängigkeit der Stadt überdriftt ließen, so brach er sie trotz feierlichster Eid schwüre immer von Neuem, sobald ihm neue Knüsse und Pfiffe einflossen, mit denen er seinen Zweck zu erreichen hoffte. Die politischen Vorgänge dieses Durchgangs von Jahren können mit einem summarischen Überblick erledigt werden, weil sie einerseits am Stande der Dinge nichts änderten, andererseits keine neuen Konstellationen brachten:

mit den alten Hansmitteln wurde auf beiden Seiten weitergewirthschafftet. Der Friedensschluß im Sommer 1262 hatte die Geschlechter in ihre alte Macht und Herrlichkeit zurückgeführt. Sie wußten bald wieder in der alten Weise drauf los; indem ihre Führer den Bünften, ohne deren thatkräftige Mitwirkung der Steg über den Erzbischof unentzufähig gewesen wäre, nicht das mindeste nemenswerthe Angetantheit machten, bewiesen sie, daß sie in den Jahren der Verbannung nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Auf das folglich ungeschwächte fortbestehende Mizvergnügen der Gemeinde baute Engelbert, als er nach seiner Rückkehr in die Stadt baldigst versuchte, die Häupter des Patriziats durch eine Verrätherei ganz im Stile derjenigen unter Conrad von Hochstaden in seine Hände zu bringen. Die Geschlechter gingen aber nicht zweimal auf denselben Leim, sondern nahmen ihrerseits den Erzbischof gefangen und hielten ihn längere Zeit im Hause „Zum Stoß“ in eigner Haft. Nach seiner Freilassung machte sich Engelbert zur Abwechslung wieder daran, die Bünfte seine Geschäfte besorgen zu lassen, sie in den Kampf gegen die Stadtregierung zu treiben. Sie ließen sich in der That durch den verschmitzten Unterhändler Engelbert's, Ritter Anselm von Justingen, nochmals vor den verfahrenen Karren der bishöflichen Politik spannen; aber ohne eigene Ziele und ohne eigene, allgemein anerkannte energische Führer erlagen sie in blutigem Straßenkampf den kriegskundigen, schwergepanzerten und wohlberittenen Geschlechtern. Engelbert hatte jedoch noch mehr Eisen im Feuer. Er daug ein paar Brandstifter, die in der Stadt Feuer anlegen sollten; außerdem sollten seine Kriegsschiffe auf dem Rhein die Aufmerksamkeit der Städter ablenken: inzwischen wollte er selber an der Spitze einer gerüsteten Schaar vom Weiberthor her in Köln eindringen. Als auch das fehlgeschlug, nahm Engelbert wieder zum offenen Krieg seine Zuflucht. Damit ging es ihm aber nicht besser als weiland Conrad von Hochstaden. Zwar im Mordbremen leisteten seine Männer Erhebliches; als es aber galt, den Kölnern und ihren Verbündeten in offener Feldschlacht entgegenzutreten, da erlitt Engelbert, obwohl er selber auf's Tapferste kämpfte, eine vollständige Niederlage, wurde vom Grafen von Jülich gefangen genommen und von diesem Herrn elfische Jahre auf Burg Niedeggen bei Düren eingehürrt.

Auch ohne ihn ließen seine rührigen Parteigänger es nicht an sich fehlen, um die Schärke Kölns in ihre Gewalt zu bringen, als neue Parteien in der Stadt die lockende Aussicht daran eröffneten. Die beiden Mächtigsten unter den Geschlechtern, die Overstolzen und die Weisen, waren untereinander in Streit gerathen über die Führung in der Stadt. Die Weisen ließen sich in Abmachungen mit den Erzbischöflichen ein, um den Sieg zu gewinnen, erlagen aber im Straßenkampf den Overstolzen, die den Beifall der Gemeinde für sich hatten, und mußten in die Verbannung gehen. Es bildete sich nun eine merkwürdige Koalition zwischen den ausgetriebenen Patriziern, die nach triumphirender Rückkehr und Rache verlangten, zwischen der erzbischöflichen Partei, die auf Wiederherstellung ihrer Stadtherrschaft abzielte, und einer Anzahl von weltlichen Herren des Niederrheins, die gerne die Handelsmetropole am Rhein ausplündern wollten. Mit offenem Angriff auf die unneinnehmbaren Festungswerke Kölns war nach alten Erfahrungen nichts zu erreichen, man versuchte es daher mit Verrat, indem ein armer Schneider, dessen Wohnung an die Stadtmauer stieß, mit Geld dazu gebracht wurde, die Männer zu unterminiren, ein Loch zu graben, durch das Rosse und Reiter Eingang finden konnten. War man erst drinnen, so zählte man auf die Mitwirkung der Bünfte, um an's Ziel zu gelangen. Das war der einzige Faktor, der nicht stimmte. In der heiligen Mohrenacht (14./15. Oktober) 1261 drangen die Verbündeten in stattlicher Zahl, worunter der Herzog von Limburg und ein Bruder des Erzbischofs, durch den unterirdischen Zugang ein. Die Overstolzen vernahmen noch rechtzeitig von der Verrätherei und eilten mit den übrigen Geschlechtern gewappnet herzu. In dem heißen Kampf, der nun

entbrannte, würden sie aber der Überzahl erlegen sein, wenn ihnen nicht im letzten Augenblick die Zünfte zu Hilfe gekommen wären. Aller ihrer Beschwerden vergessend über der ungeheuren Gefahr, die dem Bestande der Stadt drohte, waren sie mit den Geschlechtern geweisam die umgebetenen Gäste zur Stadt hinaus: Engelbert's Bruder wurde dabei geflüchtet, der Herzog von Limburg gefangen genommen. „Gott und seine gebenedete Mutter haben uns noch zu allen Zeiten gegen unsere Feinde Beistand geleistet und werden auch heute die feindlichen Anschläge zu Schanden machen.“ hatte während des Kampfes der sterbende Matthias Overstolz gerufen: ihm, wie seinen Mitbürgern erschien also der revolutionäre Kampf gegen den Stadtherren als ein Gott wohlgefälliges Werk.

Engelbert von Falkenburg war nun mit seiner eigenen Weisheit am Ende. Er machte zwar noch den Versuch, die Hilfe des Königs Rudolf von Habsburg, der hauptsächlich ihm seine Wahl (1273) verdankte, gegen die Stadt Köln zu gewinnen. Der Habsburger hielt aber seine Versprechungen nicht, sondern bestätigte der Stadt nachher alle ihre Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten, und seit ihm erschien Köln sogar auf den deutschen Reichstagen. Die stolze Stadt hatte es somit zur Anerkennung als freie Reichsstadt gebracht, wenn auch noch eisige parietne Bande sie an die Erzbischöfe knüpften. Die erzbischöfliche Stadtherrschaft war unwiderruflich besiegt. Schon der Nachfolger Engelbert's von Falkenburg, der streitbare Siegfried von Westerburg, erscheint bei dem neu anbrechenden Zwist zwischen Erzbischof und Stadt wesentlich in der Rolle des Vertheidigers gegenüber den Bürgern, die keinerlei Abhängigkeit mehr dulden wollten. In der sogenannten Limburger Schieße, an der fast alle Machthaber des Niederrheins teilnahmen, erscheinen die Kölner auf der Siegfried feindlichen Seite. In der großen Schlacht bei Wörtingen (5. Juli 1288) wurde Siegfried von Westerburg vernichtend geschlagen und vom Grafen Adolf von Berg gefangen genommen. Die Stadt Köln, deren Bürger in der Schlacht tapfer geschlagen hatten, sah in dem schweren Schlag die endgültige Besiegung ihrer Stadtreiheit. Darum weihten sie dem heiligen Bonifatius, an dessen Tag bei Wörtingen gekämpft worden war, eine Kapelle und hielten alljährlich an dem Tage einen feierlichen Dankgottesdienst ab. Die gleiche Anhöhung befürwerte der Erzbischof dadurch, daß er seine Residenz nach dem zweieinhalb Stunden von Köln entfernten Südtlichen Brühl verlegte. Später wurde das nicht in so bedrohlicher Nähe liegende Bonn Hauptstadt der Erzbischöfe beziehungsweise um Kurfürsten von Köln.

So war gegen Ende des 13. Jahrhunderts der Kampf der Kölner gegen die Erzbischöfe erledigt, wenigstens so weit es sich um die Stadtherrschaft handelte. Nun stand die Stadt dem Bischof als eine unabhängige Macht — weitestheils feindlich — gegenüber: an der Thürzähe fanden auch die energischsten Schöpfer des Kölner Stadtkomplexes nichts mehr ändern. Doch keine Entscheidung war dagegen, als das 13. Jahrhundert zur Rüste ging, in dem anderen großen Gegner gefallen, der sich schon immer mit dem zwischen Stadt und Erzbischof gefrengt hatte: in dem Klassenkampf zwischen Geschlechtern und Zünften. Und es dauerte noch ein volles Jahrhundert, bis auch in diesem Streit die Geschichte ihr letztes Wort gesprochen hatte: während in Straßburg schon 1322 die Zünfte das Patriziat zurück und dann auch in den übrigen Städten am Rhein die Handwerker das Regiment oder zum Mindesten Männigung dabei in ihre Hände brachten, kam es in Köln erst 1396 zum endgültigen Siege der Zünften. Schon vorher aber hatte die Herrschaft der Geschlechter wiederholt schwere Stoße erlitten, ohne daß aber der ganze Sinn der Patrizier daran die Zusammenhang gezogen hätte, den Zünften irgendwelche Stützen zu Theil werden zu lassen. Der erste bedeutende Rangzug, von dem unsere Quellen berichten, fällt in das Jahr 1364. Die Geschlechter hatten sich nun König Karl IV. die Erlaubnis erwart, am Befestigungsmauer einen Zug von den rhein-

abwärts kommenden Schiffen zu erheben: dafür sollte dem geldbedürftigen Monarchen ein Theil der Erträgnisse zufallen. Die Bürgerschaft geriet über diese Maßregel, die ihnen die nötigsten Waaren zu vertheuern drohte, in große Aufregung. Die Führung der Opposition übernahm die starke Zunft der Wollweber, die in Köln ungefähr tausend Stühle besaßen und für ihr Material hauptsächlich auf Zufuhr vom Oberrhein angewiesen waren. Sie verlangten von der Stadtregierung Aufhebung der Zölle. Als die Geschlechter noch lange Umstände machten, traten die Weber ihnen am Malzbüchel in Köln gewappnet entgegen. Der Aufblick der geschlossenen Scharen ließ es den numerisch schwachen Patrizier gerathen erscheinen, nachzugeben und die Zollstätte aufzuheben. Indes mußte dem König Karl für entgangenen Gewinn eine große Geldsumme als Entschädigung gezahlt werden. Damit und überhaupt mit der städtischen Finanzverwaltung waren die Zünfte, voran die Weber, übel zufrieden. Sie lebten des wohlbegündeten Glaubens, daß es bei der Verwaltung des städtischen Vermögens nicht mit rechten Dingen zugehe, daß da Leute säßen, die für sich große Summen bei Seite brächten. Besonders verdächtig war Rütger Grin, das zur Zeit mächtigste und entschlossenste Haupt des Patriziats: gegen ihn richtete sich zunächst der Angriff. Mit solcher Energie wurde der Stoß von dem „Wollenante“ geführt, daß die Stadtregierung sich genötigt sah, in die Einsetzung von ein paar Zünftigenossen zur Kontrolle der städtischen Rentkammer zu willigen. „Und als diese,“ erzählt nun ein zeitgenössischer Bericht, „eine Weile dabei gesessen hatten, so wurden sie gewahr, daß Rütger Grin heimlich das Geld der Stadt oben in seinen Hut und unten in seine Hosentasche warf und steckte, mit großen Summen, also daß ein Besitzer zum anderen sprach und warnte, daß sie sahen, wie Rütger das Geld zu sich nehme. Und das sahen sie und wurden es gewahr und brachten es an den Rath. Und als er heim an sein Haus kam, ließ der Rath ihn festnehmen und auf die Schafenspforte in's Gefängnis legen. Und nachdem er des Verbrechens überführt worden, ließ man ihm gemäß Schöffensurteil das Haupt abschlagen“ (1368).

Diesem vernichtenden Schlag gegen das aristokratische Regiment ließen die Weber bald weitere folgen. Ein gefangener Raubritter, dem nach ihrer Meinung die Schöffen nicht rasch genug den Prozeß machen, mußte auf ihr gebieterisches Verlangen ihnen ausgeliefert werden und wurde durch einen wilden Att von Lynchjustiz ohne Weiteres geköpft. Mit einem anderen Raubritter, der den Kölnern großen Schaden zugefügt hatte, war ein Friede zu Stande gekommen, den die Zünfte für die städtischen Interessen schädlich erachteten. Sie erzwangen daher die Gefangenenseitung der dafür verantwortlichen elf Herren des fünfzehn Köpfe starken Raths. Damit war das aristokratische Regiment völlig entwurzelt. Die Gewalt ging ohne Verfassungsänderung von selbst an den bisher machlosen weiten Rath über, dessen 82 Mitglieder sämmtlich den Zünften angehörten. Den Ton gaben der neuen Regierung die Weber an, die durch ihr zielbewußtes und energisches Vorgehen der Bewegung zum Siege verholfen hatten. „Sie hatten sich,“ meldet die Chronik, „solchen Anhang gesichert, daß sie allseitig den größeren Theil ihres Raths für sich hatten. Und darum mußte es gehen nach ihrem Willen, und was sie wollten, das gehöhe.“ Diese Umwälzung erfolgte im Jahre 1370, und anderthalb Jahre haben dann die Weber die Angelegenheiten Kölns nach ihrem Willen gelenkt, bis die Geschlechter wieder obenauf kamen. Man wird leicht glauben, was man in einer Quelle über die Thätigkeit der Patrizier nach ihrem Sturz liest: „Und sie haben Nacht und Tag darauf gesonnen, wie sie das Wollenamt verrichten könnten, dieweil es das Haupt der ganzen Gemeinde war und auch allwege lag, die Gemeinde in Bescheidenheit zu vertreten, und sie glaubten, wenn sie das Wollenamt gesäumt hätten, mit der Unterdrückung aller anderen Amter leichtes Spiel zu haben.“

Aus eigener Kraft konnten die Geschlechter, die alle Regierungsämter eingebüßt hatten, und deren

Organisation, die Ritterlichkeit, aller ihrer alten Fugisse entkleidet worden war, nicht mit den reichen waffenbildigen, entschlossenen und einsichtigen Webern fertig werden. Aber eine inntheit Spaltung unter den Zünften selber kam ihre Hilfe. Der engherzigste Korporationsgeist, dessen der eigenen Zunft hinaus erstreckte, war sehr mächtig; wie sich bald erweisen sollte, mächtiger als das Gefühl der Zusammengehörigkeit gegenüber den Geschlechtern. So wurden die Weber von größten Theil der übrigen Zünften bald ihrer ausschlaggebenden Stellung wegen mit scheuen Angesichten. Was von dem „Nebenmuth“ der Weber berichtet wird, mag nicht ganz unbegründet seien: es ist schon möglich, daß ihre einflussreiche Stellung sie mit etwas übermäßigen Selbstgefühl bestimmt habe. Andererseits aber ist zweifellos, daß keine Willkürherrschaft, keine Mitzwirthschaft getrieben haben. Die Zünfte schütteten sich also in's eigene Fleisch, besorgten die Geschäfte der Patrizier, wodurch sie sich gegen die Weber aufzuhetzen ließen. Ihr Haupt hatte die Bewegung wider den „Nebenmuth“ der Weber in den regierenden Körpern, den neuen Mitgliedern aus den Zünften die unablässigen vorwärtsdrängenden und kontrollirenden Weber sehr lästig empfanden und sich ihrer bei einer Gelegenheit zu entledigen strebten.

In einer Fehde der Nachbarschaft hatte die Stadt ihre Neutralität proklamiert. Trotz ausdrücklich Verbotes von Seiten des Rates nahmen zwei Weber an dem Kampf Theil und führten eines Tages bewaffnet in die Stadt heim. Der Rath ließ sie verhaften und zum Tode verurtheilen. Das empfand die Weber als das, was es sein sollte, als eine Herausforderung ihrer Zunft. Sie beschlossen daher dem Recht nicht seinen Lauf zu lassen, sondern den Gefangenen dem Schaftrichter nöthigenfalls mit Gewalt zu entreißen. So geschah es denn auch. Niemand aber that sich der Rath mit den Geschlechtern zusammen, ihnen sprangen die meisten Zünfte bei, und eine große Nebenmacht wohlbewaffneter Feinde wälzte sich gegen die Weber heran. Ihre Gegenwehr vermochte eine blutige Niederlage nicht abzuwenden, schließlich „feierten sie den Rücken, ließen die Fersen stehen und thaten schöne Sprünge“. Ein furchtbares Blutbad wurde unter den Fleischenden angerichtet, alle Häuser und Straßen nach den Verhafteten abgejucht. Wer nicht seinen Tod faßt, wurde in den Thurm geschleppt. Unbarmerherzig war das Strafgericht des Siegers: alle „Rädelsführer“ wurden auf dem Heumarkt hingerichtet, der größte Theil der übrigen Weber exiliert, das Eigenthum ihrer Zunft und viele Privathäuser konfisziert, die Zahl der Wehrthüle durch Rathsbefehl auf 200 reduziert, kurz, die Kraft des Wollenantes vollständig gebrochen.

Am Abend nach der Weberschlacht, die in dem Herbst des Jahres 1371 fällt, zeichnen und jubelten die übrigen Zünfte mit den Geschlechtern zusammen, offenbar ohne zu ahnen, daß sie durch die Partenahme gegen die energischsten Kämpfer der Demokratie ihre eigene politische Abdankung vollzogen, daß sie selber den Bock zum Gärtner gemacht hatten. Das wurde ihnen nun klar gemacht; denn kaum hatten, wie selbstverständlich war, die Geschlechter eine fröhliche Urstädte ihrer Herrschaft erlebt, als sie an eine systematische Reaktion gingen. Sie dankten sich bei den Zünften für die gegen die Weber geleistete Hilfe dadurch, daß sie ihre Privilegiobriefe kassirten, ihnen Obermeister zur Kontrolirung anthalten, alle Zunftversammlungen verboten, etliche Zünfte entwaffneten, kurz Alles thaten, um einer ernstlichen Bedrohung des patrizischen Regiments wirksam vorzubeugen.

Fünfundzwanzig Jahre haben sich dann noch die Geschlechter in der Herrschaft behauptet. Anstatt besser, wurde es mit ihnen immer toller. Alle die alten Missstände dauerten in ungeschwächtem Maße fort. Noch theurer kam der Bürgerschaft die Zweckmäßigkeit zu stehen, die nun fortgesetzt innerhalb der Geschlechter selbst herrschte. Etliche Cliquen im Schooze der Ritterlichkeit rauften sich um den Alleinbesitz der Staatskrippe mit einer Ausdauer

Echt silberne

montoir-Uhren, garantiert
werk, 8 Rubis, schönes, Karls 8
u. deutscher Meisterschmied,
Goldschmied, Emaille-Gitter,
Mk. 10,50. Diese mit 2 echt
Steinen Kapellen, 10 Rubis Mk. 18.
Leichte Waare führe ich nicht.
Sämtlichen Uhren sind wirklich
abgezogen und genau reguliert;
daher es sollte 2-jährige Schrift-
garantie. Verlangt gegen Nach-
richt oder Geld sofort zurück, somit
Klagen bei mir ohne jedes Risiko.
Illustrirte Preisliste über alle
Uhren, Ketten und Gold-
waren gratis und franco.

Kutschner, Uhren, Ketten und
Goldwaren. Engros
Mk. 115. Neu Königstraße 4.
Viele und wirklich billige Be-
queme für Uhrmacher und
Wiederverkäufer.

Allgemeine Bezugsquelle für
Cigarren

100 Stück
1. Gg. 2,- 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
2,60, 2,80, 2,90, 3,-
3,20, 3,40, 3,60, 3,80
4,20, 4,50, 4,60, 4,80
5,20, 5,40, 5,60, 5,80
6,- 6,50, 7,- 7,50
Preisen von 100 Stück, enthaltend
verschiedene Sorten von je 10 Stück
durchgehender Wahl, siehe im Dienst.
Carl Streubel, Dresden-A.
Wettinerstraße 13/14.

Seich jeder Interessent bei neuesten
Artikeln. Preis-Courant franco zuzenden.

Nähmaschinen für Familien u.
gewerbtl. Zwecke, auf Anzahl auf
Teilzahlung.
Abzahlung: 8,10
bis 15 Mk. mo-
natliche Abzahl-
lung: 5,8 bis
10 Mk. dabei er-
stattlich billige
Breite bei aller-
heitlicher Ausführ.
5jähr. Garant. Bringmaschinen v.
M. 10 an. Preislist wird fr. zugesandt
J. Jendrosch & Co.
Berlin NW. Silesiastr. 4.

dem das Wohl seiner Nächsten am
Herzen liegt, lese das Buch:

ersachen der Familienlasten,
Nahrungssorgen etc.

50. Aufl., 208 Seiten stark.
Mk. 50,- Porto 20,- extra, auch Marken.
J. Zaruba & Co., Verlag, Hamburg.

Dieser Phonograph
spielt fast so laut wie
natürlich und kostet nur
Mk. 8,- Käntlerwerk
pr. St. 75 g. Katalog
gratis u. franco. ***
Versand per Nachnahme.
R. Martensen, Berlin W. 57.
Potsdamerstr. 77 A/L.

Süssrahm-Cafelbutter
echt frisch. Netto 9 Pf. franco Nach-
nahme Mk. 9 sendet C. Jorziek,
Kamionken b. Regallen (Ostpreussen).

Für Hand- und
Maschinensicherheiten
reelle vortheilh. Sorten,
empf. preisw. auch a. Post. Post. franco.
PAUL LODE, Mühhausen i. Th. G.

Gute
Schlüsseluhra. Steine,
3 Goldzarg. m. V. Gold-
rand Mk. 7; ferner mit
2 ech. silb. Decklein, 10
Steine, 1a. Werk, dopp.
Goldrand. Mk. 12; Um-
tauschgestattetod. Geld
zurück. Verl. geg. Nach-
nahme. Für jed. Uhr si-
fach. Gar. Prachtart.
v. Uhr u. Goldw. franco.
W. Davidowitz, BERLIN 75,
Königlicherstr. 118.
Verl. prämiert u. der goldenen Medaille.

Schnidiger Schnurrbart in 8 Tagen!

Herr Andreas G... I in Augsburg schreibt: „Sehr Ihnen mit, daß ich nach Gebrauch Ihres Bartwuchsmittels Cavalier einen schnidigeren Schnurrbart bekommen habe. Meine Collegen haben mich ganz bewundert, als sie mich nach 8 Tagen sahen. Einem besseren Beweis für die hervorragende Güte meines weltberühmten preisgekrönten Bartwuchsmittels Cavalier gibt es nicht. Trotz eines nichtslagenden Rassels meiner Konkurrenz existiert kein besseres und billigeres Mittel als Cavalier. Zur Sicherheit meiner Abnehmer garantire ich bei Nichterfolg die Rückübung des Befragten. Preis pro Dose Stärke 1. 2 Mk., Stärke 11 3 Mk., Stärke 111 6 Mk. Es ist besser wie 1 u. 11 besser wie 1. Verstand gegen Nachn. ob. Voreinsendung. Ausland nur gegen Voreinsendung. Porto extra, bei 2 Dosen portofrei. Nur allein ich bei Heinrich Küppers Nachf., Köln a. Rh. W. 51. ältestes und größtes Geschäft diese Art am Platze.“

Trinken Sie gern einen hochfeinen Kognak, Rum, Branntwein oder Liqueur etc.

Kein Misskosten! Ersparnis! Wasser! Wenn Sie nicht Geld fort für hochverstaunte, durch Zwischenhandel verhauerte, oft höchst minderwertige fertige Fabrikate. Verlangen Sie wertvolles Rezeptbuch „Die Destillation u. Brauerei im Haushalte“ 9. Aufl., praktische Anleitung z. kinderleicht Selbstbereit. v. Kognak, Rum, Branntwein, Liqueuren, Bieren, Limonaden etc., welches überallhin fr. geg. Einsend. von 40,- Briefmarke versendet Max Noa, Berlin N. 65C.

Seidenstoffe

Special-Haus Heinrich Hense, Krefeld. No. 76.

Nur in schwarz, glatt und gemustert.
Man verlässt Muster.

Sie sparen Geld, wenn Sie Ihren Bedarf bei mir kaufen. Karten für Weihnachten, Neujahr, Geburtstage etc. 20,- 100 Stück von M. 1,50 an. Postkartenalbuns etc. spottbillig. Abgabe jeden Quantum gegen Kasse. Preisliste gratis.

Paul Mohr, Grünberg in Schlesien.

8 Wochen zur Probe!

versende ich, um Jeden von der Vorzüglichkeit und Billigkeit meiner Instrumente zu überzeugen, nur gegen Nachnahme für nur 4,- Mark, m. Glockenspiel 30 Pf. mehr, eine elegante, als besond. Spezialität leicht spielende, stark gebaute „Concert-Zug-Harmonika“ mit 16 Stück, zwei Reihen, brillante Trompeten, Anker oder Stern, 16 Schallringen u. sonst noch viel schönen und Verzierungen, 10 Tasten, 2 Register, 2 Doppelbassen, 2 Zuhaltern, 2 weitausziehbaren Doppelbalgen mit Stahlbeschlägen, 2 öhrige herrliche Orgelmusik mit 50 Stimmen.

Große 36 cm. Ein solches Prachtinstrument, 3 öhrig mit 3 rechten Registern und 70 Stimmen nur 6 Mk. 4 öhrig, 4 rechte Register und 90 Stimmen nur 7½ Mk. 6 öhrig, 6 rechte Register und 130 Stimmen nur 11½ Mk. 2 reihige mit 19 Tasten, 4 Bassen und 110 Stimmen nur 10 Mk. Selbstlernschule gratis. Eine grosse prachtvolle „Columbia-Gitarre-Zither“, ca. 51 cm lang, mit 5 Accorden, 41 Seiten und Schule zum Selbsterlernen nur 8½ Mk. „Accord-Zithern“ mit 6 Manualen, 25 Saiten und Zubehör nur 6½ Mk. Verpackung frei. Porto 80 Pf. Umtausch gestattet, daher kein Risiko. Preisliste über Harmonikas und Zither-Neuheiten, Uhren, Uhrketten, Goldwaren, Stahlwaren, Portemonnaies u. s. w. gratis und franco. Man bestelle nur direkt bei

Robert Husberg, Neuenrade No. 51. Westfalen.

Pianos v. M. 450 an, 10jährige Garantie, Harmoniums von M. 90 an.
Große Probefreizeitung.
Kleine Raten. bevor
man unseren
Catalog eingesehen, der
gratis u. franco versandt wird.
Hofpianofabrik Roth & Junius, Hagen i. W. 138.

Conrad Müller
Schkeuditz-Leipzig
Buch- und Steindruckerei,
Gumm.-u. Perforanztalt.
Gegr. 1885. Tel. 35.
Spezialität: Quittungs-
marken u. Kautschuk-
stempel, sowie alle
Drucksach. f. Vereine
u. Kassen. Muster u.
Kostenanschläge frei.

Die weltberühmten preisgekrönten
Wiener Zieh-Harmonikas
ergibt
Joh. N. Trimmel
WIEN VII/3, Kaiserstrasse 74.
Man verlässt Musterbuch gratis.

Briefmarken-Preisliste
mit ca. 30.000 Preisen gratis.
Ankauf und Verkauf von
Sammlungen u. Einzelmarken.
Philipp Kosack
Berlin C, Preiss. 8, am königl. Hofpostamt.

PATENT-BUREAU
Carl Scheinberger
HAMBURG Gr. Burschah 49.
Telephon Amt. I. Nr. 549.
Den Lesern der „Neue Welt“
kostenlose Auskünfte!

Meine verbesserte Kühl- und Trockenrauch-Pfeife

(D. R. G. - M. patent-
mäßig eingetragen),
mit Speichelänger im
Rohre u. Nikotinfäng.
im Abgusse, bleibt
beiganz geringer Auf-
merksamk. fast
trock. u. rein, ist
spielend leicht,
ohne den Kopf
abzunehmen, zu
reinigen.
Rauch kühl sich
wesentlich ab u.
kommt mit den

Unreinlich-
keiten nicht
in Berührung.
Wird von
Rauchern 3,
gelobt u. viel
nachbestellt.
Kurze Pfeife,
ca 27cm lang,
aus echtem
verbrenn-
lichem Weichholz.
Prima. Kern-
spitze (wird
auf Wunsch
auch m. flach.,
breiter od. m.
dünner Offi-
zierspitze
geliefert), alle
Theile weit
gebohrt, in
nur von mir
geliefert, ele-
ganter durbarer Ausstat-
tung, Kopf (hält viel Ta-
bak) geschnitten pr. Stück
M. 8,25, nicht geschnitten
M. 8, bei vorheriger Cassette
Porto 30,- gegen Nachnahme Porto
30,- Reichhaltige illustrierte Preisliste
frei. C. H. Schroeder, Pfeifen-
fabrik, Erfurt, No. 31.

Porto 30,- gegen Nachnahme Porto
30,- Reichhaltige illustrierte Preisliste
frei. C. H. Schroeder, Pfeifen-
fabrik, Erfurt, No. 31.

42 Millionen Mark.
Baargewinne, darunter Hauptgew. von
600.000 900.000 210.000 200.000
160.000 150.000 etc. kommen
in einem Jahre bei 59 Ziehungen
durch d. Losgesellschaft „Germania“
zur Verlosung. Keine Klassenlotterie,
keine Serien oder Ratenloose. Gesetzl.
erlaubt! Kein Schwindel! Prospekt
gratis u. Monatsbeitrag nur M. 5 pro
Mitgliedsanteil. Anmelde. bef. sub.
No. 169 F. Mecklenburg, Berlin 0.17.

Stütz'sche Hühneraugenringe

(Silberne u. Pfälzer-
steine), unverträglich i.
Bezug auf sichere und
sicherlose Wirtg.
Stein Vertrüthen, deshalb
Schnüren der ge-
fundene Haut. Schätz.
50 Pf. einzelne Ringe
15 Pf. i. d. Apotheken.

Die 5 Mk. Hühnerauge
Ring.

folgen schnell verlaufen werden.

Probenliste nur Mk. 5,-.

Manufaktur künstlicher Blumen

Hermann Hesse, Dresden-A. Schieffelstr. 12.

Kauft Musikinstrumente

v. d. Fabr. Hermann Dölling jr.

Markneukirchen i. S. No. 424.

Kataloge gratis und franco.

Große Posten

künstliche Blumen

für den Gebrauch.

Probenliste nur Mk. 5,-.

Manufaktur künstlicher Blumen

Hermann Hesse, Dresden-A. Schieffelstr. 12.

Die Frau

Das f. Familien wichtigste hygien.

Buch v. Frau A. Hein, fr. Oberhebamme

a. d. geburtshilf. Klinik d. Kgl. Charits

Berlin, sendet geg. 50 Pf. Briefmark

Franz Anna Hein,

Berlin 100.

Oranienstr. 65.

Die Frau

Schöne, volle Körperformen durch unser

Oriental-Kraftpulver, preisgekrönt,

goldene Medaille Paris 1900. Hygiene-

Ausstellung und goldene Medaille Sam-

burg 1901; in 8-8 Wochen bis zu Pfund

Zunahme, garantiert unschädlich. Streng

rein — kein Schwund. Viele

Dankeskarten. Preis: Karton M. 2.

Postanweisung o. Nachnahme mit Gebrauchs-

Anweisung. Hygienisches Institut

D. Franz Steiner & Co.

Berlin 170, Königgräßerstrasse 78.

Ich verkaufe

dies. hochelegant ver-

nickelten, vorzüglichen

Apparat für Mk. 15,-.

Ich gebe Ihnen 8 Wal-

zen gratis. Große An-

zahlung. Gebr. Kneifel

Kneifel

Gewehrfabrik

Mehlis in Thür. 95.

Wer an Stuhlerhöhung, Gonorrhoe

oder an den Folgen der Krebsüberkr.

leidet, der lese meine naturheilkundigen

Schriften. Preis jeder einzelnen Schrift

M. 1, Porto 5,- verschlossen 20,- mehr.

A. Reinert, Riel, Sägersberg 22.

Emil Klemm, Greiz i. U.

Versandhaus in

Damen-Gleiderstossen.

Größte Auswahl in Reihenheiten!

Körper franco geg. frische Stücksendung zu

Diensten. Verlust nur gegen Nachnahme.

Vertrieber und Vertriebenen

gegen hohe Provision gesucht.

Zigaretten
aus Konkursmassen.

Sumatra	44-8 tg.	100 St.	A	2,50	
"	5 "	"	"	3,-	
m. Brofia	"	100	"	3,80	
" m. Feltz	7½ "	"	100	"	4,80
" m. São	8 "	"	100	"	5,50
Repito mit					
Javaana	10 "	"	100	"	6,50
Import	20-50 "	"	100	"	10-25
Von 500 Stück ab portofrei.					
Zigaretten - Partie - Haushalt und Sendungsgefässt					
F. M. Harländer, Berlin-Rixdorf 21, Lützowstr. 150.					

Zum Lachen!!

neuestes
Scherz-
Instrument der
fidele

Dudelsack

von Jedermann nach beifolg. Anleitung sofort zu spielen, f. allerlei Scherze, überhaupt wo man herzlich lachen will. P. St. 1.75, 4 St. (Quartett) zum Kranklachen, 4.50, 6 St. zum Todtlachen 9.50 Mk. franco. Nachm. extra

Gotthardt Hayn, Breslau, 2. D.

Sehr berühmte, haltbare, hochelégante
Kleider-Sammete gerippt,
glatt und
gemustert.
Unvergleichl. zu Strabenanzig. Neuere
haltbare, entzückende Blusen-Sammete.
Gemusterte Wasch-Sammete. Begr. 1857.
Sammethaus Louis Schmidt, Hannover-C.

Gute Rheinweine.

Chartreus, grün und gelb von der Firma
Heintz & Cie., Daris, prämiert mit goldener und
silberner Medaille, unter
dem Etiquett statt d. Chartreuspriess v. M.
Madeleine (franz. Produkt).
Als Cafet- u. Magen-
Liqueur sehr zu empfehlen.
Versand gegen Nachnahme durch das
Generaldepot: Leop. Sonder, München 3.

Cigarren — Umsonst!

(Grosses Format, keine Cigarillos.)

Wir geben Jedem bis auf Weiteres 50 Cigarren als Geschenk bei Bestellung von 150 Cigarren aus guten Tabaken für Mk. 4,95. Wer einmal bezogen, bestellt wieder.



Musikwerke • •
Grammophone •
Phonographen •
Photogr. Apparate
 sowie alle Zubehör.

CARL GEYER
AACHEN.

Illustr.
 Preislisten
 kostenfrei.



Thüringer Wurst
 Ger. Rothwurst Pf. 70 Pf.,
 Leberwurst. Pf. 70 Pf.,
 Kaiserwurst Pf. 75 Pf.,
 Knackwürste Dtzd. 155 Pf.,
 Bratwurst, runde u. lange
 Pf. 85 Pf., Cervelat und
 Salami Pf. 120 Pf. Nur per Nachr.
 mit Schlachthofattest.
 Wurstfabrik Otto Schubert, Gera-R. 261



**Die
 geschätzten
 Leser**

bitten wir, bei Anfragen,
 Bestellungen von Preis-
 listen und bei Aufträgen
 stets auf die
„Neue Welt“
 Bezug nehmen zu wollen.

„Neue Welt“
 Abtheilung für Anzeigen.

derer und Belegschaft Kuer & Co. in Sonnen-

Industriewagen kann nach der beigegebenen Schätzungs-Schreitung mit bleichen Säureverarbeitungen, Bleicharbeiten oder Stahl arbeiten ausführen. Herr Betzler ist derzeit eine neue Entwicklung und ein neuer Betrieb in der chemischen Industrie ebenso wie die alte und Reparaturtechnik überzeugt, Schüsse und Fräsmühlen selbst zu bauen und reparieren. Ist daher unbedingt möglich und gewünscht für jeden, der einen sehr profitablen zu Gewinnen und möglichen sehr Völkisch beschafft. Seine Produkte enthalten kein gefährliche Wiedergabe, Reparaturen u. Sanierungen, welche durch einen oder mehrere andere möglich sind. Seine Produkte werden regelmäßig. Standardis. und sind geprüft. Nach Erfüllung dieser Forderung können weitere Aufgaben bestellt und ausgeführt werden. Die erforderliche Geschäftsführungsschreibung für alle Süßigkeiten und Reparaturen liegt jedem Schüller bei. Für wird, Braunschweig und all Werkzeuge wird gesorgt.

The image is a high-contrast, black-and-white graphic poster. At the top, the text "Paulus & Kruse" is written in a large, bold, serif font. Below it, "Markenabdruck No. 176." is written in a smaller, sans-serif font. The central focus is a large violin, which is surrounded by several other stringed instruments: a guitar on the left, a double bass on the right, and a cello at the bottom. These instruments are set against a background of swirling, organic shapes that resemble smoke or stylized leaves. The overall composition is symmetrical and ornate, typical of early 20th-century commercial art.

A black and white illustration of a swan swimming on water. The swan is facing right, with its long neck curved and its dark feathers visible. It is positioned on the left side of the frame, with its reflection visible in the water below it.

Wer viel Geld will verdienen,
Szn. und
Mus., verlange Broschüre. Musf. gratis.
Int. Korr.-Bur., Berlin W. 30.

An advertisement for 'Musik-Instrumente Saiten' (String Instruments). The top half features the brand name in large, stylized letters. Below it, a circular emblem contains a string quartet (two violins, a cello, and a double bass) and a violin in the foreground. The text within the circle reads 'Von Mitten aus Beste Bezugssquelle direkt vom Hersteller' and 'MUSIK-INSTRUMENTE SAITEN'. The bottom part of the ad shows a violin and bow.

Gustav Reinberg
Präzis u. Markneukirchen S:
3000 russische Cigaretten
für M. 20 francs Rauch.
M. Caviar, per ½ M. 10,50 und M. 14,
verfertigt R. Freytag, Markneukirchen,
an der russischen Grenze.

Für
2 1/4 M.K.

bestes Fabrikat;
nachtheilend
für M. 2,40 unter
Saxonia.

Rich. Freytag,
Uhlen- u. Goldmarkt,
Erfurt 320.
Zahlreiche Abbildungen im Innenraum.

mit 3 Silber bishf. einem Bockchein,
 Giersch, Matzicke, Mordfah, Matlage,
 Vinsch Vermouth ob. Valdepernas
 (für Blutdruck) nur 3fl. 5,— trüffige
 Flasche gegen Kopfschmerze.
 Reich Mex. kleine en gros, Söhn.



die Luft!

Einzigartiges Schnupftabak-Sortiment
 aus aller Welt
 Beste Qualität, niedrigste Preise

Wunderpfeife

großartiges Schnupftabak-Sortiment, sonderbar dünne
 Schnupftabak, hochwertige Zigarren, Schafe
 lang aufbewahrte, immer reagende Spezialitäten

Hünenberger

Ochsenmaulsalat

versendet in feinster, unübertraffter Qualität, das 10 Pfund-Päckchen zu A. 3,50 franko gegen Rechnung.

Carl Will. Schöner, Nürnberg.

A high-contrast, black and white portrait of a person's face. The features are mostly obscured by deep shadows, with only the eyes and some highlights on the forehead and nose being visible. The word "Wolken" is superimposed over the right side of the face in a large, bold, sans-serif font. The letters are white with a black outline, creating a stark contrast against the dark background of the face.

richtlich und sehr billig zusammen! Es besteht aus einem Block nach größer, mit zwei weiteren und zwei kleineren Stücken verarbeitet, für den Transport zweckmäßig per Schotterwagen. Die Transportkosten sind gering gewesen bei: 40 gute Minuten und 10 Minuten für die Abfuhr des ca. 1000 t. Betr., 1 Stunde und 5 Minuten Zeit für Zollabfertigung. Ganz einfache Arbeit. Siehe am Ende der Karte beschrieben unter dem Titel "Schotter-Block" (siehe Seite 2).

P. Pokora, Neustad

Die Erwerbsquellen

Kaffee-Abschlag

mit H. Hollard

Holland. Compagnie
für Java-Kaffee-Export
Maastricht 303 (Holland)
versendet Postkolli von
10 Pfund echten, garan-
tiert feinsten, frisch ge-
brannten
Holland. Java-Kaffee
geg. Nachnahme von Mk. 9
verzollt franko in's Haus.
B. In Deutschland ist der Laden-
preis für gleiche Qualität min-
destens Mk. 1,40 pro Pfund!

The image shows a black and white photograph of a cigarette advertisement. On the right side, there is a large, dark stack of cigarettes with visible horizontal stripes. On the left side, a pack of cigarettes is shown at an angle, with the brand name 'Sie' printed in large, bold, serif capital letters on the front panel. Below the pack, a single cigarette lies horizontally, also showing the 'Sie' brand name. The background is a light, textured surface.

Musikwerke • •
Grammophone •
Phonographen •
Photogr. Apparate
sowie alle Zubehör.

CARL GEYER
AACHEN.

Illustr.
Preislisten
kostenfrei.

Sparatienvögel!

A black and white illustration of a pig's head and upper body. The pig has a large, round head with a prominent snout, small ears, and a slightly open mouth showing teeth. It appears to be wearing a simple collar or harness around its neck.

**Die
geschätzten
Leser**

bitten wir, bei Anfragen,
Bestellungen von Preis-
listen und bei Aufträgen
stets auf die
„Neue Welt“
Bezug nehmen zu wollen.

„Neue Welt“
Abtheilung für Anzeigen.

ing
gen Stauf von mir erprobten Stoff
mit feinem Stahlaufl., Cal. 6 mm,
für Zugel und Schrotlauß, selbst-
thätigem Patronenhalter, bei
geölttem Rugholzschafft,
ganze Länge gleich
1 Meter, schnell zerleg-
bar f. zwei Schelle, zur
Preise M. 9,50
von M. 10,50
herzu stellen, mit feinen
100 Stück Ring-
patronen 6 mm
neuen, extra lang, 3fache Ladung M. 2,25.
Sorten Stegb- und Scheitbogenhalter

Stroßert für Herrn. Nach dem Gemälde von Hans Baluschek.

BALUSCHEK



und Energie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Mit der größten Skrupellosigkeit betriebene Kämpfe erst zwischen dem Rath und den Schöffen, nachher den beiden patrizischen Parteien der „Freunde“ und der „Greifen“ zerrütteten das städtische Gemeinwesen vollständig, stürzten es in große Unfosten und gefährliche Fehden und brachten es dem völligen Nihil so nahe, daß schon ein verwegener Patrizier nach der Alleinherrschaft strebte.

Bei all diesen Streitigkeiten, die den Zeitraum von 1375 bis 1395 ausfüllten, wurden die Zünfte beständig in Mitleidenschaft gezogen, ohne etwas Anderes als Schaden von ihrer Partenahme zu haben; denn die Sieger dachten nicht daran, die Zusagen, die sie den Zünften gemacht, auch zu halten. Endlich aber kam der Augenblick, da diesen der Geduldssader riß und ein machtvoller Stoß der ganzen patrizischen Mittwochlichkeit ein jühes Ende bereitete. Und es zeigte sich, daß die Geschlechter überhaupt gar keinen ernstlichen Widerstand leisten konnten, wenn ihnen die Zünfte entschlossen, zielbewußt und vor Allem einmütig zu Leibe gingen. Da die Demokratie im entscheidenden Augenblick bewies, daß sie aus den Lehren der Vergangenheit die nötigen Schlüsse gezogen habe, so verließ die Revolution, die der Geschlechterherrschaft in Köln ein Ende mache, ganz unblutig und ist mit wenigen Worten zu erzählen.

In der letzten Zeit vor der Entscheidung hatten die Zünfte immer nachdrücklicher Erfüllung ihrer dringendsten Forderungen vom Rath geheischt. Bei allen Nachsitzungen erschienen Abgesandte von ihnen, um darauf zu dringen. Beständige Zunftversammlungen unterstützten das Verlangen. Der Rath aber gab trotz der schwulen Stimmung in der Bürgerschaft ausweichende und vertröstende Antworten. Und der eifrigste Vertreter der aristokratischen Regierungsförder im Rath, Herr Cosijn von Lyskirchen, ließ sich sogar also zu den Delegirten der Zünfte vernehmen: „Unsere Herren nehmen es Euch gar übel, daß Ihr so viel hierher kommt. Ihr möget mir nach Hause gehen; denn die Herren haben ganz andere Dinge zu denken und zu schaffen. Wenn sie etwas beschließen oder vertragen wollen, so

werden sie Euch sicher nicht darum fragen.“ Der selbe hochmuthige Herr gab dann den unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch des Gewitters, das sich zusammenzog. Die Geschlechter wünschten sogar selber einen gewaltshamen Zusammenstoß mit der Gemeinde, wovon sie eine Stärkung ihrer Position erhofften, und schlugen darum herausfordernd an's Schwert, wo und wie sie nur konnten. Am Sonntag nach St. Johann (18. Juni) 1396 nun tagte der Rath Abends bewaffnet in der Aarsburg und dominierte wider die Freiheit der Zünfte. Da bestieg Cosijn von Lyskirchen sein Pferd, ritt vor die Zunfthäuser und fragte in gebieterischem Ton, ob es noch nicht Zeit sei zum Schlafengehen. Zunächst antwortete man ihm blos höhnisch, daß werde man thun, wenn man Lust dazu verspüre. Dann aber umringte ein Bostshaus plötzlich den Patrizier, riß ihn vom Gaul und ließ ihn schwören, daß er sich weder mit Leib noch Gut der gerichtlichen Verfolgung entziehen und aus der Stadt entfernen werde. Er floh dann aber doch, da ihm Nebles schwante. Mittlerweile hatten sich die Zünfte insgesamt bewaffnet zusammengefunden und rückten nun vor die Aarsburg, wo die Geschlechter sich zu wehren gedachten. Im Augenblick war das Gebäude aber von der Menge erstaunt, und die Herren gaben sich gefangen in der Erkenntnis, daß Widerstand sinnlos sei. Kein Tropfen Blut war bei der ganzen Umrüstung geslossen, weil die Zünfte eine geschlossene und überwältigende Masse bildeten. Es floß auch weiter keines, weil sie sich ihrer Sache vollständig sicher fühlten: blos mit schweren Geldbußen wurden die Patrizier bestraft und zum Theil auf kürzere oder längere Zeit aus der Stadt verbannt. Nun bekam die Stadt eine — im Rahmen der Zunftverfassung — demokratische Verfassung, die mit mehr einem von der Gemeinde gewählten Rath sannte. Diese Körperschaft vereinigte die souveräne Gewalt der Stadt in sich; die Obrigkeit waren nur seine ausführenden und scharf von ihm kontrollierten Organe. Mit dem „Verbundbrief“ von 1396 schloß die letzte große Revolution ab, die Köln im Mittelalter erlebt hat.

„Man spricht: Gewalt und Neberimth selten

nimmt ein Ende gut,“ so eröffnet der fromme Verfasser der 1499 bei Höhlhoff in Köln gedruckte „Chronica van der hilliger stat van Coellen“ eine Betrachtung über die Lehren der Kölner Geschichte und fährt fort: „Item, diese Vermahnung habe die Herren von den alten Geschlechtern nicht vorsichtig und weislich zu Herzen genommen, noch sind darnach gehalten; denn, obwohl sie durch die Gemeinde oftmals die Oberhand über ihre Feinde gewonnen haben, wie vormals in Bischof Engelberts von Falkenburg Zeiten . . . so sind doch die Obersten der Gemeinde zu lästig und zu schwer gefallen, um in Reisen, um mit Schätzungen, um mit Veränderungen der Münzen usw. Darum haben sie das Regiment der Stadt Köln verloren . . . und haben noch nicht wieder dazu kommen können anno 1499, und wie es scheint, unüberbringlich verloren, denn sie sind verbannt, verjagt und verstorben, und das Stadtreiment ist in die Hände der Gemeinde gekommen.“ Diese Revolution findet der Chronist durchaus im Sinne des göttlichen Rathschlusses; denn er meint ein ander Mal über „ordnung und ursprung der regierungen:“ „Die Macht und Gewalt aller Obersten und Regenten, die sie haben, stammt von oben . . . und ihre Gewalt erstreckt sich nicht weiter, denn soviel sie mit Recht mögen: das ist ihre Macht und kein Haar mehr. Denn das Recht ist das Maß, damit alle Dinge gemessen werden sollen. Und darum, wenn die Gewaltigen das Maß hinausgehen und nicht mit Maßen ihre Macht und Gewalt messen und sich der mißbrauchen, so wiedersteht Gott ihrer Hoffart und nimmt ihnen die Gewalt.“

Das also sind die Lehren, die ein frommer Katholik des ausgehenden Mittelalters aus den Geschicken der heiligen Stadt Köln, aus den Klassenkämpfen zwischen Erzbischöfen und Stadt, Geschlechtern und Zünften zieht. Seine christliche Staatslehre hat herzlich wenig Nehmlichkeit mit dem Einmaleins Luther's; denn sie erklärt klipp und klar den Klassenkampf für etwas durchaus nicht Christliches. Das war freilich ganz selbstverständlich in einer Stadt, deren ganze Existenz auf einer Reihe von Klassenkämpfen beruhte, wie das der Fall des „heiligen Köln“ war.

Der kleine Schuh.

Erzählung von Isolde Kurz.

Diese Verse hängen wie ein Drakelspruch und vermehrten meine Unruhe. War es nicht gerade vor zwei Tagen, daß der große Sturm begonnen hatte? Wie, wenn am Ende gar ein menschliches Wesen eben jetzt hilflos da draußen umhergetrieben würde, immer die Füße in Sicht, die es nicht erreichen kann? Und dann kommt die Nacht, Haifische tanzen aus der Tiefe, schwimmen neben dem Boote her und warten ruhig auf den Fang, der ihnen nicht mehr entgehen kann. Denn das Boot ist vielleicht schon leer oder die nächste Welle kann es umwerfen, und dann die Kälte, wenn es dem Morgen zugeht. —

Hier merkte ich erst, wie weit sich meine Phantasie schon verirrt hatte. Ich umzögte selber lachen, und alsbald verschwanden die Spurbilder. Was ist denn daran so besonderes, daß ich einen Schuh am Strand gefunden habe?

Als mir Giacomo das Nachtheften anstrug, sagte er ruhig:

„Mit Ihrer Vermuthung könnten Sie doch Recht haben. Es wird ein spanischer Küstenfahrer vermisst, der am 22. mit vielen Waaren von Barcelona abgeschafft ist. Am Ersten sollte er hier sein, aber seit Genua weiß man nichts mehr von ihm. Ein Mann aus Lerici hat es mir heute erzählt.“

„Ich weiß es ja,“ rief ich, und die Bezeichnung des Reich behaltens übertraute fast für einen Augenblick das menschliche Müngesühl.

„Der Kapitän des vermissten Küstenfahrers ist aus dieser Gegend gebürtig,“ fuhr Giacomo fort. „Er hat keine Frau drüben in Lerici. Sie war das jüngste Mädchen im Orte, mit schwarzen Haaren, die ihr bis zu den Knöcheln reichten, und Augen

wie eine Sultanngeliebte. Aber das Allerschönste waren ihre Füße — weiß und zierlich wie aus Elfenbein geschnitten und mit Zehen so wohlgebildet wie Finger. Ein Bildhauer aus Florenz ruhte nicht eher, als bis sie ihm erlaubte, ihre Füße in Gips zu gießen — er brauchte sie für eine Statue einer Madonna, sagte er, daher sei es ein frommes Werk — der Schelin! Wenn sie Abends mit den anderen Weibern zum Waschen an den Kanal kam, so standen die jungen Leute oft die halbe Nacht oben auf der Brücke, spielten die Gitarre, daß kein Mensch im ganzen Orte schlafen konnte, und sangen die Stornelli, die einer an sie gedichtet hatte. Sie aber wollte keinen als ihren Pietro, der hält sie jetzt als Signora und bringt ihr immer die schönsten Kleider und Broschen von seinen Reisen mit. Vor ein paar Wochen kam ihr erstes Kind zur Welt, und nun soll die arme Frau in großer Sorge um ihren Mann sein, weil das Schiff so lange ausbleibt.“

Mich überfiel es plötzlich wie eine Erleuchtung. „O, jetzt ist Alles klar,“ sagte ich. „Am Ersten sollte er hier sein, das war gerade der Tag, an dem der Sturm begann. Diese Holzsplitter, das viele Geräthe, die Strohmatte und der kleine Schuh — ja, es ist kein Zweifel, diese Schuhe hat der Kapitän aus Spanien mitgebracht, um die schönen Füße seiner Frau zu schmücken — da ereilte ihn das Verhängniß.“

Diesmal erhob Giacomo keine Einwendung mehr, sondern machte ein nachdenkliches Gesicht. „O, ich kann mir Alles vorstellen, als sei ich dabei gewesen,“ fuhr ich fort. „In Barcelona hat wohl der zärtliche Gatte die Nachricht von der Geburt seines Kindes erhalten. In der Freude seines

(505)

Go nahm ihm den Schuh wieder ab und hieß ihn zum Trocknen auf das Gefüse.

Giacomo ging gleichzeitig seinen Geschäften nach und legte sich dann mit den anderen Schiffsmännern auf die Matratze in den Sand, um sich zu ruhen.

Sie sprach ihm den ganzen Tag nicht mehr von dem Schuh, aus Furcht, er möchte mich ansprechen. Aber ich hatte gar keine Ruhe mehr. immer betrachtete ich den Schuh, der törichthaft und geheimnißvoll da stand und keinen Aufschluß gab.

„Wenn Du reden könneinst, dachte ich immer, was bedeutet Du für eine Geschichte erzählen!“

Unschlüssig irrte meine Phantasie mit ihm auf der Wasserfläche herum nach der Stelle zurück, wo er in's Meer gestoßen wurde, und diese Stelle kann nur ein junger Schuh sein. Aber ob er in der letzten Todesangst von einem schönen Fuß abgeschnitten worden ist, der sich zum Schwimmen taufte — zu einer hoffnungslosen Verlängerung des Kampfes — ob er nur zufällig von den frischenden, beredenen Planken weggepult wurde, darüber wird mir keine Aussicht.

Zuerst ländliche Bilder riefen mir vor der Seele, ich kann mich nicht wie jetzt zum Trömmern einer neuen Romantik rufen, unzählig gehe ich hin und her und denke an den gefährdeten Schuh.

Gestrich, um mich zu zerstreuen, grüßt mich noch dem einzigen Schuh, das mich an das kranzende Meer begleiten durfte. Da los ist die Stelle:

„Dieser zweite Tag und der Nächste ist doch in dem vorausgehenden Abend.“

„Zwei weitere Tage und wir sind wieder auf der See.“

gerzens geht er, nachdem die Waaren geladen sind, noch bis zur Stunde der Abfahrt in den Straßen an den Schaufenstern herum, um seiner Frau das Schönste zu suchen, was nur für Geld zu haben ist. An einem Schaufenster stechen ihm diese Schuhe in die Augen, die soll sie tragen, wenn sie zum ersten Male zur Kirche geht, um den Segen zu empfangen. Das sind zwar Schuhe wie für eine Fürstin, aber dem glücklichen Kapitän ist kein Preis zu hoch, um die schönen Füße würdig zu kleiden. Zufrieden kehrt er mit seinen Schuhen an Bord zurück, der Kutter wird gelichtet und bald ist bei gutem Fahrwind die französische Küste erreicht. Aber der Kapitän muß zu seiner Qual an allen Häfen anlaufen, um Waaren aus- und einzuladen. Acht Tage ist er schon unterwegs, und auf dem ganzen Schiff ist Niemand so ungeduldig wie er selbst. Endlich — am neunten Morgen — kommt er nach Genua, seiner letzten Station. Jetzt nur noch nach Spezia und von da im Nachen heim zu seinem Glück. Da ändert sich auf einmal das Wetter, es ziehen drohende Wolken auf, aber der ungeduldige Kapitän sieht trotz ungünstiger Zeichen in See. In der Nähe von Portovenere muß das Schiff vom Strom ereilt worden sein —

Giacomino, der während meines hastigen Sprechens schon mehrmals zustimmend mit dem Kopfe genickt hatte, fiel jetzt ein:

"In der Enge zwischen der Palmaria und Portovenere muß das Unglück geschehen sein."

"Ja," rief ich, "ich weiß Alles. Mit zerstörtertem Mast wurden sie an die gefährlichen Riffe der Palmaria getrieben und stark beschädigt; die Kisten, Tonnen und Gérätschaften, deren Trümmer am Strand liegen, sind in der letzten Not über Bord geworfen worden. Aber es ist zu spät — das Schiff sinkt. Die Besatzung flüchtet sich in die Boote, der Kapitän, der wie immer den Kopf oben behält, will als Letzter folgen —"

"Ja, kennen Sie ihn denn?" unterbrach mich Giacomino ganz erstaunt.

"Ich kann ihn vor mir sehen, er ist ein schlanker, brauner Matros — im Arm hält er sein Kästchen mit den Schuhen, das Einzige, was er von seiner ganzen Ladung gerettet hat. Aber im Augenblick, wo er über Bord springt, wirkt eine Welle das Boot weit hinaus und der aufgerissene Schlund reißt den Unglückschen hinunter. Beim Wiederaufstauchen sieht er vielleicht den Leuchtturm seiner Heimat, und wäre nicht der Sturm, so könnte er vielleicht die Glocken von Lerici das Ave läuten hören. Aber neue Wellen schmettern über ihn herein — bewußtlos versinkt er in dem Strudel — und aus dem Kästchen, das die Wellen zermalmt haben, treibt ein kleiner Frauenschuh an unsere Bucht."

Giacomino schwieg ernsthaft, ich hatte schließlich mit meiner Erbildungskraft auch ihn angestiegt.

"Ja, es ist ein böses Handwerk," sagte er schließlich nach einer langen Pause seufzend. "Gute Nacht!"

Die ganze Nacht dachte ich an den Unglückschuh, und so oft ich aus einem kurzen unruhigen Schlummer aufwärte, stellte ich mir die unglückliche Witwe vor, die jetzt wohl schlaflos auf ihrem Lager stöhnte, während das Meer die Leiche ihres Gatten nach fernem Küsten wälzt. Das war für mich nun mehr eine ausgemachte Thatsache.

Als ich am nächsten Morgen aus meinem hohen Thürzimmers auf die Plattform stieg, wo man zugleich das Meer und die Landschaft überblickt, da sah ich unten an den Stufen des Kastells ein weißes Kleid und bunte Bänder durch das Grün des Gartens schimmern und ich erkannte meine treffliche Freundin Signora Clelia, die sich mühsam die steilen Stufen hinauf arbeitete, um mir einen Morgenbesuch zu machen. Man muß die Signora kennen, um die ganze Größe dieses Opfers zu würdigen.

Signora Clelia ist unbefritten die eleganteste und vielleicht auch die hübscheste Frau im Ort, und sie läßt sich diesen Ruhm wahrlich sauer werden. Ich glaube sogar, ihr nicht ganz unrecht zu thun, wenn ich vermuthe, daß dies der Grund ist, warum sie alljährlich unser stiller San Terenzo zum Bade-

aufenthalt wählt, denn sie ist darin dem großen Kaiser ähnlich, daß sie lieber in einem Fischerdorf die Erste, als in Rom die Zweite sein mag. Sie allein hält hier die Sitte der großen Welt aufrecht, sich viernthalb des Tages umzukleiden, gleichviel wie der Stand des Barometers sei. Und doch kann auf der abgelegenen Villa, die sie bewohnt, Niemand ihre Standhaftigkeit würdigen, als ihr Gatte, der sich darüber ärgert.

Aber daraus macht sie sich nichts, ihr ist es nicht um den Beifall zu thun, sie leidet für die gute Sache selbst, sie ist eine Märtyrerin ihres Prinzips. Dabei ist sie aber sehr guter Laune und zwitschert den ganzen Tag wie ein kleiner Vogel. Dieses liebevollwürdige, aber etwas auspruchsvolle Geschöpf ist die Frau eines deutschen Professors.

Ich sah, daß sie große Mühe hatte, mit ihrem enggebundenen Kleide und den hohen Stöckelschuhen durch das Geröll herauf zu klettern und daß sie nach jedem Schritte schwer atmend stehen blieb. Ich eilte ihr entgegen und brachte sie nicht ohne einige Anstrengung vollends herauf.

Auf meinem Zimmer angekommen, ließ sie sich erschöpft in einen Lehnsessel fallen und fing eifrig mit einem riesigen japanischen Fächer zu wedeln an.

"Ein herrlicher Morgen," sagte sie, "heute sind wieder einmal alle Farben durcheinander geschüttet in dem großen mittelländischen Farbentopf."

Plötzlich sprang sie auf.

"Ja, um aller Heiligen willen, wie kommen Sie denn zu meinem Schuh?" rief sie und nahm das kleine Pantoffelchen vom Gesims.

Ich stand wie versteinert.

"Gehört dieser Schuh Ihnen?" fragte ich.

"Jawohl," antwortete sie heiter, "und wenn Sie etwa daran zweifeln, so will ich Ihnen gleich beweisen, daß ich die rechte Braut bin, der der kleine Schuh paßt."

Dabei streckte sie ihren niedlichen Fuß vor, nachdem sie das etwas gräßere Schuhwerk abgestreift hatte, und hielt das feine, von der Nässe eingefurchte Pantoffelchen dazwischen.

Ich sah wohl, daß es ihr Maß hatte.

"Aber wie kommt es denn in's Meer?" fragte ich noch immer in der äußersten Verwunderung.

"Damit hat es seine eigene Bewandtniß," antwortete sie lachend. "Sie kennen ja meinen Mann und seine geologischen Brillen. Nun, seien Sie, seit einiger Zeit hat ihn das wissenschaftliche Fieber wieder erfaßt, da klettert er den ganzen Tag in Gefüß und Dicke herum, und mich schleppt er immer mit sich. Kommen wir dann an eine Pfütze oder einen Graben, so darf ich nicht etwa ausweichen, nein, ich muß mitten hindurch. So auch im Walde bricht er mit mir durch das dichteste Geesträuch, und wenn die schönste Fahrstraße nebenher läuft. Daß ich dabei alle Kleider zerreiße und hundertmal stolpere, ist ihm einerlei. Höchstens legt er los und schlägt über wahnwitzige Moden. Weil ich nun diese Tyrannie nicht länger dulden wollte, und er vor einigen Tagen ein paar befremdeten Familien zu einem Ausfluge nach Portovenere ein. Ich glaubte wirklich, diesmal handle es sich um ein geselliges Vergnügen, und legte zum ersten Male diese zierlichen Schuhe an. Er selbst hatte sie mir von seiner letzten botanischen Reise in Spanien mitgebracht nebst einem andalusischen Schleier; das sei doch das einzige erotische Gewächs, wofür ich Sinn habe, sagte er. Zuweilen hat er doch auch menschliche Anwandlungen. Diese Schuhe also zog ich an, denn ich dachte, wir machen die Partie ja im Nachen diesmal giebt es nichts zu klettern. Aber ich hatte meine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Gleich bei der Landung in Portovenere begann meine Not. Da mußte der sogenannte Bemuertempel ersteigen werden, und von dort aus ging es trotz meiner Vorstellungen über Felsblöcke und Marmorquadern hinauf in das alte Festungsgemäuer. Wenn mein Mann dabei ist, so kann man sicher sein, alle Gemsenwege zu finden. Die ganze Gesellschaft schien von demselben Dämon besessen zu sein. Für mich war diese Anhöhe ein Leidensweg, ein Kalvarienberg. Sie wissen, ich bin nun einmal mit meinem ganzen

Wesen nicht auf so schwindelhafte Unternehmungen eingerichtet. Kann hatten mich die Herren mit vereinten Kräften auf irgend einen Felsblock hinaufgezogen, so blieb ich mit dem Absatz hängen und lief Gefahr, die ganze Höhe wieder hinunter zu stürzen."

Während sie so sprach, zog sie an dem kleinen Schuh den lose gewordenen Absatz herunter und ließ ihn klappernd zurückrutschen.

"Sehen Sie, da sind noch die Nüsse im Leder von all den Felsenzacken, an denen ich hängen blieb. Ich könnte kein Ende finden, wenn ich Ihnen alle meine Drausale schildern wollte."

Mein Mann, der anfangs sehr ungeduldig war und zornige Blicke auf mein Schuhwerk warf, sagte schließlich gar nichts mehr, aber er brüstete über einem finsternen Entschluß.

Endlich waren wir alle lebendig wieder unten am Strand und ließen uns in der Venusgrotte nieder, um zu frühstücken.

Die Diener hatten unterdessen auf den Steinen Feuer angezündet und das Fleisch gebraten. Die übrigen Schwaaren hatten wir in den Booten mitgebracht, der Wein war aus dem Ort beschafft worden, aber jetzt stellte sich heraus, daß die Gläser fehlten.

"Was Gläser!" rief mein Mann voll angerichtet. "Feder galante Kavaller triuße aus dem Schuh seiner Dame!"

Die anderen Damen, die sich vorsichtiger als ich mit grobem Schuhwerk versehen hatten, machten jetzt verlegene Gesichter, und eilig wurde ein Fischerjunge beauftragt, Gläser aus dem Dorf zu holen.

Ich aber ließ mir arglos den Schuh vom Fuß streifen. Mein Mann goß ihn voll mit goldenem Cinque-Terre-Wein und leerte ihn auf einen Zug.

Dann schwankte er ihn hoch wie einen Pokal und sagte feierlich: "Das war Dein Letztes!"

Ich ahnte jetzt, was folgen würde, und wollte ihm in den Arm fallen, aber er flüchtete sich mit seinem Raute blitzschnell auf die höchste Klippe.

"Marterwerkzeug einer verirrten Kultur!" rief er. "Ausgeburt eines wahnwitzigen Schustergehirns! Jetzt ist Deine Rolle aus, liege Du bei den Ugeheuern der Salzsluth."

Damit schleuderte er den Schuh weit in's Meer hinaus. Ich sah ihn noch lange als schwarzen Punkt auf der Oberfläche treiben, die silberne Algrasse blieb zuweilen auf wie ein Stern. Endlich schwand er mir aus den Augen, ich mußte unter den Nefferien der Gesellschaft barfuß nach Hause und hätte nicht gedacht, daß ich noch einmal im Leben meinen verlorenen Schuh wiedersehen sollte."

In diesem Augenblick trat Giacomino herein.

"Der vermißte Schooner ist aufgefunden, Gott sei Dank!" rief er mir zu. "Sie hatten mit Ihrer Phantasie mich selber angesteckt, daß ich die ganze Nacht von Schiffbruch träumte. Er ist allerdings in den Sturm gekommen und nach Korso verschlagen worden. Dort hat er sich aber in Vasta vor Küster gelegt, um seine Schäden auszubessern. Gestern Mittag ist er in Spezia eingelaufen, alle Ladung ist gerettet. Der Kommandant ist gestern Abend im Boot nach Lerici gekommen. Aber er hat seiner Frau keine Schuhe mitgebracht, auch ist er kein schlanker, brauner Matros, sondern ein untersetzter, ziemlich beleibter Mann, auch schon bei Jahren. Ich habe ihn heute selbst im Hafen von Lerici gesehen."

Wir lachten beide herzlich. Signora Clelia nahm ihr wiedergefundenes Eigentum an sich, das zwar durch die erlittene Hawarie unbrauchbar geworden ist, ihr aber dazu dient, den Gemahl täglich an seine Unthat zu erinnern und ihn künftig vor ähnlichen Ausübung zu bewahren. Ich höre auch, daß der Professor bereits ein neues Paar Schuhe genau nach dem Modell der ersten aus Madrid verschrieben haben soll.

Giacomino aber, der auch boshaft sein kann, meinte, ich hätte diesen Schuh eigentlich zum Aufbewahren in meinem Zimmer aufstellen sollen, gleichsam als ein Warnungszeichen vor den Tiezen der Erbildungskraft. —

Wintererzähler.*

Jetzt brennen alle Oesen in der Stadt,
und Lampen glühn in halbe Nebeltage.
Die grauen Bücher rauschen Blatt um Blatt. —

Das holz, das ich zum hohen Ofen trage,
zuckt roth im Wirbelsturm des Schornsteinzugs;
die Funken sprühn, gejagt vom Flammenschlag.

Erdflammen eines fernen Sonnenflugs,
der Tannenwälder wachsen ließ zum Brände. —
Ein sonnengebräutes Volk von Riesen trug's
in Lasten von den Bergen in die Lande.
Und so verrucht Waldsommer-Blut,
wo Sonne stand am rothen Föhrenrande,
in einer Stunde meiner Ofengluth.
Und alte Bücher les' ich zu den Flammen,
in denen ein verwunsch'ner Sommer ruht,
holzig geworden und ganz eng zusammen
gekrochen auf den schwarzgetränkten Blättern —
nur Räthselleben, darin Hände blättern,
wirre Gedanken, die am Ende schweigen,
ein Singen von tief eingesaugten Lettern.

Wenn Wintersterne durch die Dämmerung steigen...
Wilhelm v. Scholz.

Kohlenfuhren. Eisfalte Winterswinde streifen über die Straßen. Der Schnee liegt fest auf dem Pflaster, auf allen Dächern, auf den Weichungen der Bahndämmen, auf allen Flächen, wo er sich zusammenballen kann, doch ihm der Wind nicht mit fortzieht. Da draußen, wo die Häuserzeilen noch große Lücken haben, wo die Stadtstraße nicht auf Mauerbogen, sondern auf Kiesdämmen rollt, wo aber Straßen schon mit Gehsteigen und jungen Bäumen angelegt sind, liegt er auch noch fest in seiner unberührten Weise. Da kommen plötzlich aus den schwarzen Mauern der Gasanstalt eine Anzahl Menschen. Die sonst so nüllige, unbewohnte Straße wird bunt und mit Geräuschen gefüllt. Es sind Frauen und Kinder, die aus der näheren Umgebung der Gasanstalt herbeigekommen, sich ihre kleine portion Kauts, ein, zwei Scheffel, selbst zu holen, um die paar Pfennige selbst zu verdienen, die sonst der Kohlenhändler draufschlägt. Wenn's schon nicht reicht, die Stube zu heizen — die Preishöhlen sind nicht zu erschwingen — die Kochmaschine läuft nun leicht mit dem Staub feuer, und so kann die ganze Familie wenigstens in der Küche sich aufzuhalten. Da spielen die Kinder an der Tafel, die Frau kocht oder sie tritt vorum und fertigt die Nähmaschine, und Abends ist der Baier ein Käseleib.

Diese Kochberge, die hinter den sündhaften Gebüschen und Bettblechhäusern, hinter den kolossalen Gasbehältern der modernen Gasanstalt angehäuft sind, haben einen unzählbaren Berth für die arbeitende Bevölkerung der großen Stadt. Sie sind ein fast unerträgliches Magazin, aus dem die Heizraum in zahllosen kleinen Häusern heimgeschafft wird in die kleinen Hausschlungen.

Gedreht dieses unmittelbare Reihenmuster der überwältigenden Rauchschwärze und Dreckigkeit kommt in weitem Bilde gut heraus. Und dennoch liegt ein Hauch der Fröhlichkeit und Frohlockigkeit über dem Ganzen. Die heile Seele des Winterlages sucht selbst das jungenhölliche Glück der jungenbolden Mutter mit einer frischen Röte, und Schwestern und Töchter plaudern lustig im Stunde.

Auch in der ganzen Art des Dorfes liegt eine gesunde Heiterkeit, eine innehaltig gespannte Heiterkeit. Was kostet da nicht Alles als Zuhören! Vor Alles der unverzagte Kindermagen, kleine Handwagen, zweifellige Stühle, Stufen, Stufen, die auf alle Höhengetriebe aufgerichtet sind, kleine Kinderstühlen und ähnliche Gefährte, wie sie sich keine erträumen, deren Mittel nicht zu unterstreichen wünschen. Die Straße erlebt in dieser Tageszeit eines Frühlinges: die kleinen Kleider, die gekrempelten Schürzen, die vor dem großen Schornsteinen hunkern und erkriechen werden, dass kleinen Schäfer aufgestellt sind, das Kindermuster der Gefährte — das Alles ist vom einem so hohen materiellen Wert, dass man nur fragen möchte, warum hat denn bisher kein Maler die Freigabe dieser Szenen gesucht? Keines Malers, der Einsicht, der den großartigsten Erfolgsergebnissen nicht nur

* Sieg., Der Spiegel. Gedichte von Wilhelm v. Scholz. Zweite Sammlung. Seite 225.

an den Brennpunkten des Auges nachgeht, wie so viele Maler, der dazu auch das richtige Organ für das Leben der arbeitenden Leute hat, erfasse gerade dieses charakteristische Bild mit weichen, warmen Linien, wärmer als sie ihm sonst oft eigen sind. Wie fein beobachtete er die Kinder! Wie sie voller Stolz ihren kleinen Schatz mit heimziehen helfen!

Und wie das eine Kind gar oben auf dem Sacke thront! Diesem Sacke, der mit seinen düsteren Tönen im Einflang steht mit dem berüchteten Komplex der Gasanstalt, der wie die finstere Hölle der Sorge aussieht, die da soeben heimgesessen wird. — h. o.

Eine englische Steuerlitanei. In den Zeiten nach den napoleonischen Kriegen, ehe die Reformbill von 1832 der englischen Aristokratie die Alleinherrschaft über das Inselreich entzog, erfreute sich England eines Steuersystems, das an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Der kostspielige und langwierige Krieg mit dem revolutionären Frankreich verschlang ungeheure Summen; dazu kam die verschwendische, gewissenlose Finanzwirtschaft der Regierenden, ihre Liebesgaben an die geldbedürftigen Standesgenossen in Gestalt von Sinekuren, Pensionen, vor Allem aber Zöllen. Und so erfreute sich England damals einer solchen Fülle von indirekten Steuern, daß schier nichts davon frei blieb. In originaler Weise gibt davon eine Vorstellung der Stoßensfaz, den einmal der Herausgeber der „Edinburgh Review“ Sidney Smith, in seinem Blatte aussieht. „Wir haben“, meinte er, „Steuern auf jeden Gegenstand, den wir zum Munde führen, oder mit dem wir unsere Blöße bedecken, oder auf den wir uns füßen. Steuern auf jedes Ding, das angenehm zu sehen, zu hören, zu riechen, zu empfinden oder zu kosten ist. Steuern auf Alles, was auf oder unter der Erde ist, was im Lande wächst oder von auswärts eingeführt wird. Steuern auf Stoffstoffe und den Werkzeug, um den sie durch die Industrie erhöht werden. Steuern auf die Würze, die den Appetit des Menschen reizt, und die Arznei, die unsere Gesundheit wiederherstellt. Auf den Hermelin, der des Richters Schultern zierte, und auf den Kreis, der den Hals des Verbrechers zusammenknürt, auf des armen Mannes Salz und des Reichens Gewürze, auf die eherne Nagel, die in den Sarg getrieben werden, und auf die Seidenbänder einer Brust. Ob wir zu Bett oder Tisch gehen, uns niederlegen oder aufstehen — wir müssen zahlen. Der Schlafengeh zeigt seinen besteuerten Kreisel, der barfüßige Jungling reitet sein Ross zu, das unter besteuertem Zügel auf besteuertem Landstrafe geht, und der sterbende Engländer schlürft seine Arznei, für die 7 p. Zt. Steuern bezahlt worden, aus einem Löffel, für den 15 p. Zt. zu entrichten waren, legt das Haupt auf ein Kissen, von dem er 22 p. Zt. Steuern mußte, und endet in den Armen eines Apothekers, der 100 Pfund für die Erlaubnis, ihn zu Tode zu bringen, gezahlt hat. Sein ganzes Eigentum wird dann sofort mit 2 bis 10 p. Zt. besteuert, außerdem die Kosten für Begräbnis und für Gültigkeit des Testaments. Seine Tugenden werden der Nachwelt auf besteuertem Karren in's Gedächtniß gerufen und er wird endlich zu seinen Vätern versammelt, um nicht weiter besteuert zu werden.“ Wir brauchen ja nicht weit zu suchen, um noch in der Gegenwart Länder aufzutreiben, die es an Erfindungsgeist und Vielgewandtheit ihrer Finanzkünstler mit dem England vor der Reformbill aufnehmen können. Um aber noch leistungsfähigere Entdecker von Steueroberjetten aufzutreiben, muß man schon bis in jene entzückenden Zeiten des byzantinischen Reiches zurückreichen, als sogar Lust und Wasser besteuert waren: das dürfte denn wohl die Höhe des Erreichbaren sein. — nd.

Hühner im Winter. Gar Mancher verliert in der kalten Jahreszeit die Lust, seine Hühner zu pflegen, weil sie „ja doch nicht legen“ und die meiste Zeit des Tages, ja gar Wochen lang im Stalle zu bringen müssen. Allein gerade im Winter bedürfen die Thiere guter Pflege. Dann bleiben sie nicht nur kräftig und gejünd und fangen zeitig im Frühjahr an zu legen, sondern sie legen auch während des Winters selbst. Und daß die Eier im Winter doppelt so wertvoll sind als im Sommer, das weiß ja jedermann. Es ist gewissermaßen der Brüderstein einer guten Hühnerhaltung, daß die Thiere auch in dem kalten Winter in der Eierproduktion nicht versagen. Die Botanisierung dafür ist nun zunächst, daß die Hähner an und für sich pflegige Legierinnen sind. Als solche gelten besonders die Italiener. Nun denkt aber keiner, daß er sich nur eine gut empfohlene Rasse einzuschaffen braucht und im Uebrigen die Hände in den Schoß legen kann. Diese gerade alle echten und hochgezüchteten Hühner haben ihre edlen Eigenschaften nur dadurch gewonnen, daß sie die jorngestrigene, peinliche Pflege erhielten. Wer ihnen diese nicht geben kann, der wird an ihnen keine Freude haben, für den ist ein gewöhnliches Landshuhn einträglicher. Und doch gibt es viele Thierfreunde, die das Angenickeln möglichst mit dem Rüslichen verbinden möchten,

ohne doch über viel Zeit und über große Kaufmittel verfügen zu können. Für diese ist die Hühnerzucht sicher sehr empfehlenswerth, und wenn sie mit einiger Fachkenntniß betrieben wird, dann bleiben auch die Erfolge nicht aus, ohne daß viel Mühe aufzuwenden wäre. Die Hühner müssen im Winter einen warmen Stall haben, wenn sie Eier legen sollen. Besteht dieser nur aus einem Verschlag, so wird er ja durch die Körperwärmung der Thiere hinreichend erwärmt, allein in einem kleinen Raum können sich die Thiere nicht bewegen, und an sehr kalten Frosttagen oder bei hohem Schnee die Thiere in den Hof oder in's Freie zu lassen, ist auch nicht ratsam. Am wohlsten fühlen sich die Hühner, wenn sie in einem Verschlag innerhalb eines warmen Viehhofes untergebracht werden, in dem sie an kalten, windigen oder schneigen Tagen sich frei bewegen können. Auch die Fütterung ist von Bedeutung; sie wird von den Meisten ohne festes Prinzip auf's Gerathewohl vorgenommen. Man rechnet auf ein Huhn, das Gelegenheit hat, im Garten oder im Freien zu weiden, etwa 80 Gramm Körner den Tag. Allein die reine Körnerfütterung ist durchaus nicht rationell. Man gebe früh Morgens den Hühnern ein Gemisch von Kleie und gekochten Kartoffeln. Beides wird mit etwas warmem Wasser so durchknetet, daß das Futter weder trocken noch naß, sondern krümelig ist. Frisches Trinkwasser in einem sauberen Maß muß den Hühnern gleich am Morgen zur Verfügung gestellt werden. Herrlich Frostwetter, so müssen die Hühner das Futter im Stalle bekommen und dürfen nicht aus diesem herausgelassen werden, bevor es 10 Uhr ist.

Unentbehrlich ist den Hühnern der Sand, aus dem sie kleine Körnchen zur besseren Verdauung herausziehen. Die Eierproduktion wird wesentlich durch Grünfutter begünstigt. Abfälle von Kohl, Möhren, Rüben können daher den Hühnern immer vorgeworfen werden, aber überhaupt bekommen ihnen allerhand Küchenabfälle sehr gut. Eierschalen können, in kleine Theilchen gewiegt, unter das Weichfutter am Morgen gemischt werden. Am Nachmittag erhalten die Thiere, kurz bevor sie sich zur Ruhe zu begeben pflegen, das Körnerfutter, etwa 60 bis 70 Gramm pro Huhn. Ein Gemenge von Gerste und gequetschtem Mais ist hierzu am geeignetsten, doch ist reine Gerste dann vorzuziehen, wenn die Hühner viel fetthaltige Nahrung aus der Frühe erhalten. In Erwägung von Eierschalen gebe man dem Federbisch groß zerdrückten Mauerkalk, denn zur Bildung der Eierschale bedürfen die Thiere immerhin eines reichlichen Vorgraths an Kalk.

Es ist sehr wesentlich, die Fütterung in der angegebenen Weise vorzunehmen, also früh Weichfutter und Abends Körner zu geben. Das Erste verdauen die Thiere sehr schnell, und sie erhalten dadurch am Morgen, wenn sie hungrig aufwachen, sehr bald eine wirkliche Stärkung. Die Körner dagegen sind bedeutend schwerer zu verdauen, sie halten deshalb in der langen Winternacht sehr lange vor, die Nahrungsstoffe gehen in diesem Falle nur nach und nach in den Körper über.

Wer gern eine gute Hühnerrasse besitzen möchte, die nicht so empfindlich ist wie die Italiener, der versuche es einmal mit den weißen Mantelsköpfen. Das ist eine deutsche Rüde, die sich gut bewährt hat. Die Hühner sind brave Eierlegerinnen, ergeben aber auch einen respektablen Braten, während andere fleißige Geleghühner meist zur Fleischnutzung nicht zu gebrauchen sind. —

Einbanddecken für Neue Welt 1902.

Einbanddecken mit Inhaltsverzeichniss für Neue Welt 1902

und die früheren Jahrgänge liefert zum Preise von

Mf. I.— (Porto 40 Pf.)

Buchhandlung Vorwärts,
Berlin SW 68, Lindenstraße 69.

Die Jahrgänge 1893—1902 sind gebd. à 1 Mk. 4 vorrätig.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.